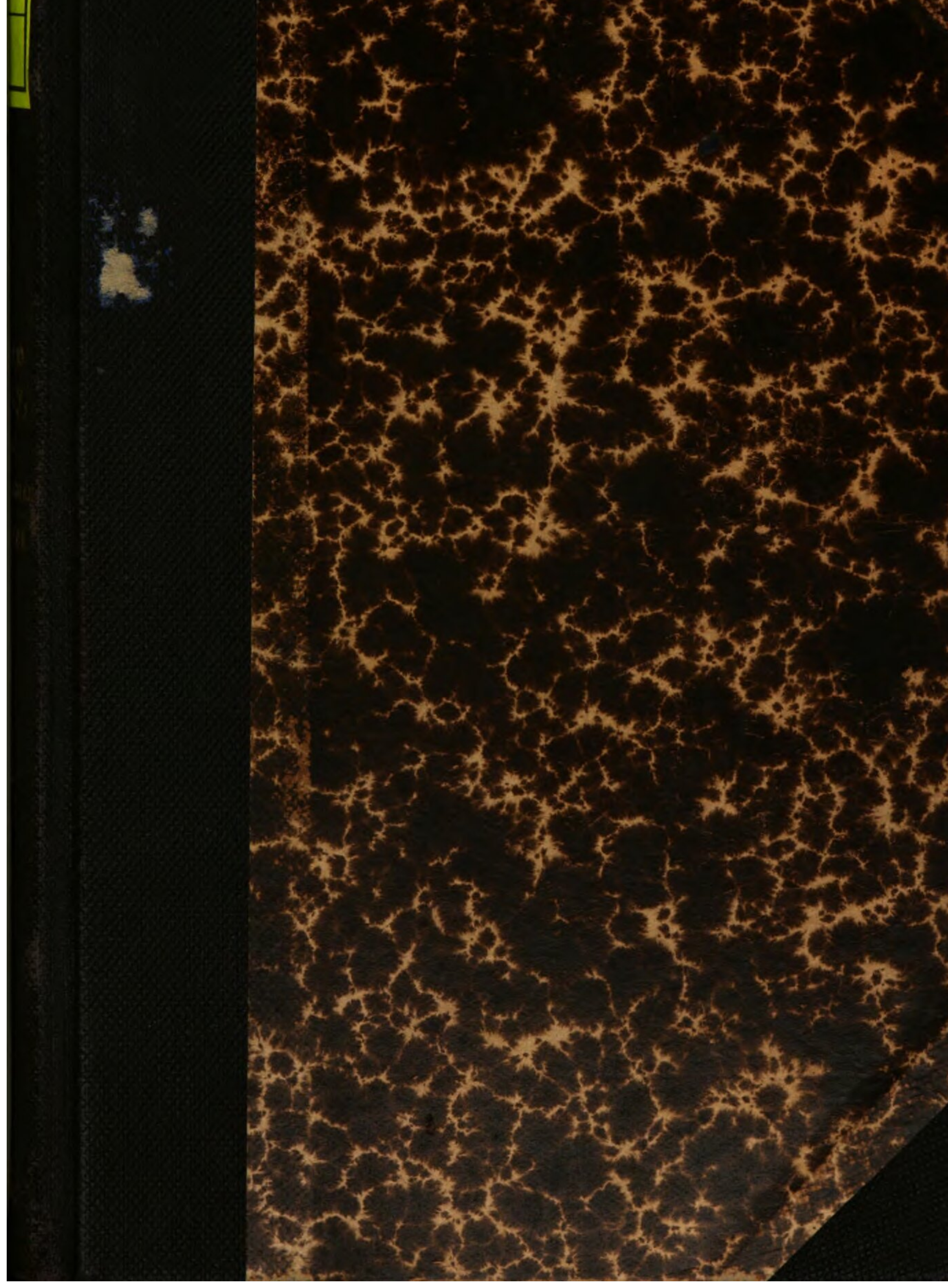




h. Spr.

Leverque

490

<36622322600016

S

<36622322600016

Bayer. Staatsbibliothek

Theorie
der
angenehmen Empfindungen.

Aus dem Französischen

des Herrn

Levesque de Pouilly.

Jena,

in der akademischen Buchhandlung.

1793.

3059

1850

1850

1850

1850

1850

1850

1850

1850

1850

Seinem

verehrungswürdigen Lehrer

Karl Leonhard Reinhold

in Jena.

der Uebersetzer.



Vorbericht des Uebersetzers.

Unter so manchen andern vorzüglich charakterisirenden Eigenheiten des Wahrheitsforschenden Deutschen verdient gewiss auch vorzüglich, und nicht unrühmlich für ihn, bemerkt zu werden, daß er mit einer fast ängstlichen Sorgfalt alle vorzüglichen Geistesprodukte, die unter einem fremden Himmelsstriche zur Reife gediehen, aufsucht, benutzt und für sein Vaterland genießbar

a 3 macht.

macht. Geschützt, selbst auch schon durch sein Temperament, gegen die Verblendung des Nationalstolzes, und lebhaft überzeugt, daß nichts so sehr den Fortgang der Kultur und die Annäherung zur beseligenden Wahrheit verhindern könne, als dieses gefährliche Irrlicht, genießt er mit dankbarem Herzen und wahrem weltbürgerlichen Sinne alles, was seine Brüder anbauen, und folgt nur dem Ausspruche der Weisheit: daß alles, was ein Selbstdenker dachte und fand, schätzbar und merkwürdig, daß die Welt sein Vaterland sey.

So vortreflich aber auch dieser Wahlspruch seines Denkens und Handelns ist: so scheint er ihn doch in Rücksicht auf die Geistesprodukte fremder Nationen zu weit ausgedehnt, und sich hier einer nachtheiligen Uebertreibung schuldig gemacht zu haben.

Nicht

Nicht selten verschwendet er seine Geisteskräfte an den undankbarsten Werken, an faden Romanen und elenden Broschüren des Auslandes, von denen ohnehin schon sein Vaterland durch die Schreibseligkeit seiner eigenen Bewohner so sehr überschwemmt wird; und das nur zu oft bloß gewinnflüchtige Auge der Uebersetzerschaar — deren Zahl seit dem letzten Jahrzehnde Legion heisst — verfolgt schon bis in das Innere von Frankreich, England und Italien selbst die Buchdruckerpressen, wenn sie Witterung bekommt, und noch mit Nässe durchdrungen eilt schon das neue Produkt unter ihre allbelebende Hände. Wer kennt nicht den raschen Schwung, worinn die Uebersetzerfabrik jede andere zurückläßt?

Wenn bei einer solchen Aufmerksamkeit unseres Zeitalters auf die ausländische Litera-

tur dennoch manches ältere heilsame und edle Gewächs nur allein auf seinem eigenthümlichen Boden Früchte trägt, so ist dieß allerdings zu verwundern; und man muß in der That zweifelhaft seyn, ob diese nicht selten vorkommende Erscheinung mehr als ein neuer Beleg zu der so oft gemachten Erfahrung, daß das wahre Verdienst verkannt und übersehen wird, und als eine neue Bestätigung der feststehenden Wahrheit anzusehen sey, daß ein mit Hinsicht auf Sach- und Kunstverständige bearbeitetes Werk, wegen der so geringen Anzahl derselben, auch nothwendig nur wenige Liebhaber finden könne; oder ob diese Thatfache nicht vielmehr aus dem starren und gleichsam fixirten Blick auf den so eben angebaueten kleinen Theil der Literatur zu erklären sey, wodurch natürlich die Aussicht auf die ringsumher schon längst kultivirten und Früchte tragenden

den

den Fluren verhindert wird. Wie manche in unser Klima versetzte Pflanze sieht man vertrocknen, ohne das man noch einmal sie durchzubringen versuchte!

Ob nachstehendes Werkchen auf eine abermalige Verpflanzung — denn schon im Jahre 1750 erschien zu Berlin eine Uebersetzung desselben — gegründeten Anspruch machen konnte — mag der Leser selbst entscheiden. Gewiss dürfte sie aber schon hinlänglich dadurch gerechtfertiget seyn, wenn der Uebersetzer verlichert, das ihm die erste Veranlassung dazu von seinem verehrungswürdigen Lehrer, dem Verfasser der Theorie des Vorstellungsvermögens, gegeben ward, der es in seinen Vorlesungen über die Aesthetik, bei der Untersuchung über die Natur des Vergnügens mit vielem Lobe erwähnte. „Mit grossem Befremden — diess waren seine

Worte — „mufs man gewahr werden, dafs diese Schrift, welche von unseren Wielanden immer noch geschätzt wird, bei Vielen zu einer völligen Vergessenheit verdammt zu seyn scheint, die ich durch eine Uebertragung in unsere jetzt so ausgebildete Muttersprache gerne aufgehoben wünschte. Denn das reitzlose Gewand, in welchem die schon vor einigen Jahrzehnden bekannt gewordene Verdeutschung, wegen der damals noch völlig rohen und unkultivirten deutschen Sprache, dem jetzigen Zeitalter nothwendig erscheinen mufs, dürfte gewifs dies nicht hoffen lassen.“ — Ich entschlofs mich daher, meine Kräfte an diese Arbeit zu wagen; und wie reichlich würde ich mich für die darauf gewandte Mühe belohnt halten können, wenn sie eine günstige Aufnahme fände. Das Original hat sich selten gemacht, und um so willkommener dürfte auch schon deswegen

eine

eine neue Uebersetzung desselben seyn, da die ältere, wie billig, ganz vergessen ist.

Es ist nicht zu läugnen, daß sich Pouilly oft einer grossen Unbestimmtheit in den Begriffen, und einer nachlässigen, dem bestimmten Denken so nachtheiligen, Verwechslung mehrerer Worte von Wichtigkeit zu Schulden kommen läßt. Allein dieser, einem Philosophen mit Grund vorzuwerfende, Fehler dürfte nun wohl überhaupt auf Rechnung des Zeitalters, in welchem unser Philosoph lebte, zu schreiben seyn; und dem bewunderungswürdigen Scharfsinn der Verfasser der Kritik der reinen Vernunft und der Theorie des Vorstellungsvermögens haben wir es gewiss vorzüglich zu danken, wenn diese weit getriebene Verworrenheit im Denken jetzt einigermaßen aufgehört hat.

Auf der anderen Seite aber wird man auch gewiss nicht den grossen Reichthum an Bemerkungen aus der Erfahrung, den richtig gewählten Gesichtspunkt, aus dem nicht selten diese Thatfachen betrachtet werden, manche tiefe Blicke in die menschliche Natur, und endlich die so lebendige, bilderreiche, auch unseren ästhetischen Geschmack in den mehrsten Fällen befriedigende Sprache verkennen, in welcher der Verfasser seine Begriffe vorträgt.

Uebrigens hat unser Philosoph bei seiner Theorie der angenehmen Empfindungen ebenfalls nur den subjektiven Gesichtspunkt gewählt, aus welchem sein Zeitgenosse *du Bos* *) die Natur des Vergnügens betrach-

*) *Rellexions critiques sur la Peinture et Poësie*
T. I. Sect. 1. 2.

betrachtete, das heisst, er wirft sich bloß die Frage zur Beantwortung auf: was geht bei dem Zustande, den wir Vergnügen nennen, in uns selbst, dem vorstellenden Subjekte, vor? Der Hauptsatz, welcher seinen Untersuchungen sowohl, als den von du Bos angestellten, zum Grunde liegt, läßt sich, meines Erachtens, folgendermaßen ausdrücken: in eben dem Grade, als das Vorstellungsvermögen stark und leicht beschäftigt wird, in eben dem Grade, wird das Gefühl des ursprünglichen Triebes befriedigt, steigt das Vergnügen. Ueberhaupt ist diese Materie bis auf die neuesten Zeiten sehr einseitig abgehandelt, wovon der Grund gewiß in dem genauen Zusammenhange dieses Gegenstandes mit unserm Vorstellungsvermögen zu suchen ist, das bis zur Erscheinung der Kritik der reinen Ver-

Vernunft so wenig gekannt wurde. So wie du Bos und Pouilly die Natur des Vergnügens bloß aus dem subjektiven Gesichtspunkte betrachteten: so stellten Wolf *) und Mendelsohn **) bloß aus dem objektiven Gesichtspunkte ihre Untersuchungen an, und beantworteten nur die Frage: welches sind denn die Gegenstände, die unseren Grundtrieb der Beschäftigung stark und leicht befriedigen? was muß sich in den vorgestellten Objekten befinden, wenn aus ihnen Vergnügen entstehen soll? Aber auch selbst diese beiden Philosophen zerfielen, wählten sie gleich einen gemeinschaftlichen Gesichtspunkt,

*) Psycholog. emp. §. 536. seq.

**) Philosophische Schriften 1. B. in den Briefen über die Empfindungen.

punkt, und waren sie gleich darinn übereingekommen, daß der Gegenstand von uns als etwas in seiner Art Vollkommenes angesehen werden müsse, wenn er uns Lust gewähren solle, — zerfielen, sage ich, ebenfalls bei der sehr wichtigen, hier aufzuwerfenden Frage: ob die Vollkommenheit des Objekts immer nur empfunden, nicht auch zuweilen gedacht werden könne, ohne daß dadurch das Vergnügen aufhöre. Wolf behauptete, daß die Vorstellung der Vollkommenheit bloß Empfindung, das heißt, undeutlich seyn müsse: Mendelsohn hingegen war überzeugt, daß das Vergnügen keinesweges in der verworrenen Vorstellung bestehe. — So wie ferner die Materialisten und neueren Epikuräer, unter denen Helvetius *) vorzüglich bemerkt zu werden

*) De l'esprit. Disc. I. Ch. 1.

werden verdient, wenn sie zwar jene beiden vorher angeführten Gesichtspunkte verbinden, gleichwohl die Natur des Vergnügens nur mit einseitiger Rücksicht auf den sich leidend verhaltenden Theil des Vorstellungsvermögens betrachten: so beschäftigt sich Sulzer *), wenn er freilich auch den subjektiven und objektiven Gesichtspunkt verbindet, nur mit dem thätigen Theil desselben. Und so war es denn also dem scharfsinnigen Platner **) aufbehalten, befriedigende Aufschlüsse über denjenigen Gegenstand zu geben, der seit der erwachten Thätigkeit des menschlichen Geistes das Ziel seiner

*) Vermischte philosophische Schriften; Abhandl. über den Ursprung der angenehmen Empfindungen.

**) Philosophische Aphorismen B. II, Hptst. 1, Abschn. 2.

ner Untersuchungen und sehnlichsten Wüns-
sche war. *). —

Vielleicht dürfte es dem Leser nicht un-
angenehm seyn, wenn ich noch, ehe ich
diesen Vorbericht schliesse, einige nähere
Nachrichten über Pouillys Leben und
über seine Verdienste um die Wissenschaften
sowohl, als um den Staat, in welchem er
lebte, anführe.

Ludwig Johann Levesque de
Pouilly ward zu Rheims im August 1691
in

*) Ausführlichere Untersuchungen über diesen
Gegenstand findet man in dem zu Leipzig
bei Crusius 1793. unter dem Titel er-
schienenen Werke: Resultate der phi-
losophirenden Vernunft über die
Natur des Vergnügens, der Schön-
heit und des Erhabenen; Abhandl. I.
über die Natur des Vergnügens.

in einer adelichen Familie geboren , welche durch ausgezeichnete Verdienste ihren Nachkommen geltende Ansprüche auf die Achtung und auf die ersten Stellen des Staats hinterliefs. Da seine Wißbegierde in seiner Vaterstadt , wo er den Grund zu den Wissenschaften legte , und schon den künftig großen Mann in sich blicken liefs , nicht mehr hinlängliche Befriedigung fand , gieng er nach Paris , wo tausend glänzende , Bewunderung und Nacheifer erweckende , Gegenstände , reiche Bibliotheken und berühmte Akademien seinem Kopf und Herzen völlige Nahrung gaben.

Kein Gebiet des menschlichen Wißens liefs er unbetreten. Er studierte Theologie, Philosophie , Mathematik , Geschichte und schöne Wissenschaften , lernte mehrere Sprachen , und brachte es durch seinen ausdauernden

ernden Fleiß in jedem dieser verschiedenen Fächer so weit, daß man zu glauben verleitet ward, er habe es allein zum Gegenstand seines Forschens gewählt.

Pouilly wagte sich zuerst in die Tiefen der Newtonschen Philosophie, und mit je größeren Schwierigkeiten er hier zu kämpfen hatte, desto mehr fühlte seine Wissensbegierde sich angespornt. In seinem zwei und zwanzigsten Jahre schrieb er, durch Newtons Werk *) veranlaßt, ein Buch, welches die Gelehrten in London in Erstauen setzte, und die Mathematiker in Paris eiferfüchtig machte **).

b 2

Trau-

*) Philosophiae naturalis principia mathematica.

**) S. Frerets Vorrede zu seiner Défense de la Chronologie.

Traurig war es, daß er seinen Ruhm beinahe nur mit seinem Leben erkaufte. Seine Freunde zwangen ihn, sich auf einige Jahre von seinen Büchern loszureißen; und nur der Umgang mit Gelehrten konnte ihn für diesen Verlust einigermaßen schadlos halten. Anhaltendes Bitten vermochte ihn endlich dahin, Paris gegen seine Vaterstadt zu vertauschen, um im Schooße häuslicher Ruhe seinen geschwächten Körper zu neuer Thätigkeit zu stärken.

Leider aber war der Aufenthalt zu Rheims für ihn nicht von der erwünschten Folge. Beraubt des angenehmen Genusses seiner gesammelten Kenntnisse, auf einmal, gegen Paris verglichen, in eine fast ländliche Einsamkeit versetzt, fühlte er bald die Schmerzen der Langenweile; und die merkwürdige Verschiedenheit der Sitten, der Bildung

dung der Männer, mit welchen er umgieng, machte ihn mit dieser Lage sehr unzufrieden, und stimmte ihn endlich zu einer gewissen Schwermuth, die seinem jetzigen Zustand eben so nachtheilig war, als das ehemalige anhaltende Studieren seiner Gesundheit schädete.

Pouilly kehrte also wieder dahin zurück, wohin die Liebe zu den Wissenschaften und seine Freunde ihn riefen. Die schönen Wissenschaften beschäftigten ihn jetzt vorzüglich; aber weit entfernt, sich mit den abgeschmackten, geistlosen Produkten neuerer Halbgelehrten, die nur frostige Compilationen und magere, nach dem herrschenden Geschmack aufgestutzte, Wiederholungen veralteter Schriftsteller sind, zu beschäftigen, schöpfte er vielmehr aus der reineren Quelle. Er studierte die berühmten Männer Roms und Athens, und sammelte sich aus diesen

geistvollen Werken jenen Vorrath von Kenntnissen, die ihn zu einem der vorzüglichsten Gelehrten Frankreichs bildeten.

Um seinem an sich glücklichen Gedächtnisse zu Hülfe zu kommen, sammelte er die wichtigsten Resultate seiner Lektüre; und sein damaliges Alter würde uns ihn als den Verfasser dieser vielumfassenden Sammlungen mit Recht verdächtig machen, wenn nicht auch Burigny, sein Bruder und treuer Theilnehmer seiner Lektüre, uns Bürge dafür wäre *).

Bald darauf ward Pouilly Mitglied der Académie des Inscriptions et des Belles-Lettres. Wie sehr er dieser Ehrenbezeugung würdig war, gab er durch

*) Diese vortreflichen Sammlungen machen ein Werk von 12 Bänden in 4 aus; jeder Band ist 1200. Seiten stark.

durch die meisterhaften Arbeiten zu erkennen, die er dieser Gesellschaft zur Beurtheilung vorlegte. Bald stellte er in den ordentlichen Versammlungen neue Pläne über das Studium und über den Umfang der Literatur, bald neue Systeme der Kritik auf, welche zum Theil die Gewissheit der ersten sechs Jahrhunderte der Römischen Geschichte sehr verdächtig machten. Er zog sich durch letztere Behauptung einige Gegner zu, welche seiner ganz würdig waren; und die Akademie bewahrt noch in ihren Jahrbüchern die Urkunden dieser berühmten Streitigkeit, welche bloß um der Wahrheit willen geführt wurde.

Pouilly's Gesichtsbildung, auf welcher die edle Seele und der gebildete Verstand deutlich abgedruckt war, gehörte unter die Zahl der glücklichen, die auf den ersten Anblick jenes sanfte Zutrauen einflößen,

welches bald in eine enge Freundschaft überzugehen pflegt; und fesselte diejenigen ganz an seine Person, welche der Ruf seiner ausgebreiteten Kenntnisse zu ihm hingezogen hatte, wie, zum Beispiel, den Kanzler d'Aguesseau, Fontenellen, Voltairen, Mallebranchen, den jüngern Racine und andere mehr. Alle diese Männer fragten ihn oft um Rath, und sein Ausspruch galt stets für den Ausspruch der Weisheit und des gebildeten Geschmacks. —

Die Aerzte riethen ihm, eine Reise zu machen. Dieser Vorschlag zu seiner Genesung stimmte überdies ganz mit seinen Wünschen überein, und England, das immer vorzüglich seine Aufmerksamkeit auf sich gezogen hatte, ward zum Ziel derselben gewählt, indem er die Einladungen des Mylord Bolingbroke annahm, mit welchem

chem er zu Paris ein enges Freundschaftsbündniß geschlossen hatte.

Auch in London machte sich Pouilly viele Freunde, und selbst das Orakel der Insel, der große Newton, freute sich, den Mann zu sehen, der in Paris der Schöpfer seines Ruhms geworden war.

Nach einem volljährigen Aufenthalt in dieser Hauptstadt kehrte er mit völliger Gesundheit, und mit einem reichen Schatze von Kenntnissen in sein Vaterland zurück, fest entschlossen, die Früchte seines Fleißes, nahe bey Rheims, in eingezogener, ländlicher Ruhe zu genießen.

Von einer zärtlichen Gattinn geliebt, im Umgange mit seinen Büchern, flossen nun, in dem Schoosse häuslicher Glückseligkeit, seine Stunden angenehm hin, als seine Mit-

bürger ihn einstimmig und dringend baten, das Staatsruder anzunehmen. Anfangs weigerte er sich; aber der edle Gedanke, daß er vielleicht Glückseligkeit befördern könne, bewog ihn endlich, den Posten anzunehmen.

Wie es so vielen Menschen zu gehen pflegt: so gieng es auch ihm; er ward oft verkannt, und seinen Handlungen wurden fremde, ja selbst unedle, Beweggründe untergeschoben. Pouilly konnte sich beruhigen; und seine Beredsamkeit, sein äußeres gefälliges Wesen, das ihm die Herzen des Volks gewann, siegte nicht selten über diese Hindernisse, die vielleicht manchen Andern, seinen Posten zu verlassen, bewogen haben würden. Gute Einrichtungen, wohlthätige Anstalten, die Schönheit von Rheims selbst, sind die noch jetzt laut redenden Zeugen seines glorreich geführten Amtes;

tes; und nie ward die Gerechtigkeit so gut verwaltet, als da er die richterliche Würde bekleidete. Er unterhielt das glückliche Einverständniß zwischen dem gemeinen Mann und dem Adel, und beide verehrten in ihm ihren Freund und Wohlthäter. Er unterstützte jedes Verdienst: der Gelehrte wie der Künstler hatten freien Zutritt zu seinem Hause. Er besuchte die öffentlichen Schulen, die Kollegien der Universität, und zeichnete einen noch vorhandenen Plan zur Verbesserung des Unterrichts vor.

Pouilly, der Menschenfreund, war auch eben so liebenswürdig als Vater seiner Familie. Seinem Sohne ertheilte er selbst den nöthigen Unterricht, so daß dieser schon in seinem zarten Alter ein ganz würdiger Sohn seines großen Vaters war *).

Im

*) Dieser jüngere Pouilly gab einige Jahre darauf das Leben des Kanzlers de l'Hôpital

Im Umgange war er gegen jedermann freundlich und offen; doch nur wenigen geprüften Freunden schloß er sein Herz ganz auf.

Nach geendigten Geschäften eilte er dann auf einige Stunden in seine Bibliothek; und in solchen der Erholung geweihten Augenblicken war es, wo er die Theorie der angenehmen Empfindungen schrieb. —

Ein zu Rheims unter den Hallen der St. Martinskirche entdecktes Mausoleum gab ihm nicht lange darauf den Stoff zu einer Abhand-

tal heraus, und ward darauf Mitglied der Académie Royale des Inscriptions et Belles-Lettres.

handlung *), die seine Gelehrsamkeit und vertraute Bekanntschaft mit dem Alterthum in einem glänzenden Lichte] zeigte, und ganz eines Mabillons und Montfaucons würdig war. —

Es starb dieser große Mann den vierten März 1750 an einem Entzündungsfieber, in einem Alter von 59 Jahren. —

Dies wären, meines Erachtens, diejenigen Nachrichten von dem Leben und den Verdiensten unseres Verfassers, die auch noch jetzt den Deutschen interessiren können. Denn wenn gleich die der fünften Ausgabe des Originals vorgedruckte Lobrede beinahe
fünf

*) Description d'un Monument découvert dans la Ville de Rheims en 1738.

xxx Vorbericht des Uebersetzers.

fünf Bogen füllt: so ist sie dafür ganz im Geiste des Franzosen gearbeitet, wenn er panegyrische Aufsätze verfertiget; und man kennt diese Manier zu gut, als daß ich in den Verdacht zu fallen befürchten dürfte, wichtige Umstände übersehen zu haben.

Vor-

Vorbericht

des Herausgebers der fünften Auflage
des Originals.

Wenn ein ausgezeichnete Beifall über den Werth eines Werkes richtig zu entscheiden vermag : so darf die Theorie der angenehmen Empfindungen sicher in den Rang der besseren Schriften erhoben werden, indem das Publikum immer sehr drin-

dringend eine neue Auflage derselben wünschte, weil die letztere seit mehr als funfzehn Jahren vergriffen ist. In der That, dieses Werk wird unserm Jahrhunderte immer originell erscheinen.

Wenn auf der einen Seite die zum Grunde liegende Hauptidee dem Verfasser ganz eigenthümlich, und weder aus den Alten noch aus irgend einem späteren Schriftsteller genommen ist: so empfiehlt sie sich auf der anderen Seite noch mehr durch ihre Wahrheit und Gröfse, ohne eben mit vielem Aufwande der Sprache dargestellt zu seyn. Nie bildete die Philosophie ein so einfaches und natürliches Raisonnement, nie stellte sie die Tugend lebenswürdiger dar, nie bahnte sie uns ebenere und sichere Wege zur Glückseligkeit.

Die Theorie der angenehmen Empfindungen enthält ein vollständiges System der
Moral,

Moral, das auf eine scharfsinnige, tief entwickelte Metaphysik und auf eine ausgebreitete Einsicht in alle diejenigen interessanten Wahrheiten gegründet ist, die uns von den Wissenschaften und Künsten geliefert werden. Wirft man nun noch einen Blick auf die so vorzüglich mit Geschmack und Eleganz verbundene Reinheit des Ausdrucks, auf die überall herrschende lichtvolle Ordnung, auf das zweckmäßige Ineinandergreifen der einzelnen Theile: so wird sie uns gewiss in dem hohen Glanze eines Meisterwerkes erscheinen müssen.

So urtheilten wahrscheinlich auch die Herausgeber der Encyklopaedie, die sich die Mühe gegeben haben, dieses Werk beinahe ganz in einen Artikel ihres Wörterbuches umzuschmelzen. Sie haben sogar eine Menge Redensarten wörtlich aufgenommen,

wodurch wahrlich ihr Werk nicht verunstaltet ist *). Diese Herren thaten gewiss wohl daran, zu wiederholen, was schon Andere gesagt hatten, indem sie dafür hielten, daß über diesen Gegenstand die lehrreichsten Aufschlüsse in der von Pouilly aufgestellten Theorie der angenehmen Empfindungen gegeben wären. Aber die Encyclopædie würde nicht weniger ein unsterbliches Werk, und der vorbenannte Artikel nicht weniger vortreflich geworden seyn, wenn der Verfasser desselben auch das Buch angegeben hätte, das er zu benutzen für gut fand.

Die Theorie der angenehmen Empfindungen war anfangs nur ein Brief an Mylord Bo-

*) S. Dictionn. Encyclop. unter dem Worte: Plaisir.

Bolingbroke, der ohne Wissen des Verfassers gedruckt und in eine Sammlung auserlesener Schriften aufgenommen wurde, welche zu Paris im Jahre 1736 herauskam. Bald darauf gab ein Gelehrter, der zu seinem Vergnügen eine kleine Druckerei auf seinem unweit Genf belegenen Landgute besaß, eine sehr elegante Auflage in Oktav heraus, die er aber nur unter Freunde vertheilte. Bis jetzt war dieses Werkchen, weil es keinesweges zu einer öffentlichen Bekanntmachung bestimmt war, nur noch ein sehr unvollkommener Entwurf, nach welchem künftig über diesen Gegenstand leicht ein vollständigeres Werk bearbeitet werden konnte. Einige Freunde des Verfassers aber, welche ihn in gesellschaftlichen Unterredungen seine Begriffe über diese Materie hatten entwickeln hören, baten ihn sehr dringend, sie von

neuem abzuhandeln, seine Principien in ein helleres Licht zu setzen, und seinen Stoff nach allen seinen Theilen weiter auszuführen. Ihre Wünsche wurden erfüllt. Das Werk ward umgearbeitet, gewann eine andere Gestalt, eine gröfsere Ausführlichkeit, und erschien nun zu Genf im Jahre 1747 unter dem Titel, den es noch jetzt führt. Die günstige Aufnahme machte schon im Jahre 1748 eine neue Auflage nothwendig, die zu Paris veranstaltet wurde. Dieser Beifall konnte den Verfasser keinesweges überreden, dafs sein Werk den nur möglichen Grad von Vollkommenheit erreicht habe, sondern bewog ihn vielmehr, neue Verbesserungen vorzunehmen, um so seinen Dank auf die thätigste Weise zu erkennen zu geben. So besorgte er dann im Jahre 1749 zu Paris abermals eine neue Auflage, welche sich durch viele nähere Bestimmungen, Weglassungen und

und Zusätze vor den übrigen sehr vortheilhaft ausgezeichnete; und nach dieser ist auch die jetzige von uns veranstaltete fünfte Auflage abgedruckt worden. Am Ende der Ausgabe von 1749 findet man auch eine Abhandlung dieses Verfassers: über die Harmonie des Styls, die auch wir dem Werkchen beigefügt haben. Sie enthält Vorschriften über die Beredsamkeit, die aus einem tiefen Studium der besseren alten und neueren Schriftsteller geschöpft, und mit eben so vieler Eleganz als Richtigkeit und Präcision dargestellt sind.

Seit dem Jahre 1749 wurde die Theorie der angenehmen Empfindungen noch in eine Sammlung verschiedener Abhandlungen über die Glückseligkeit, die zu Bouillon erschien, aufgenommen, wurde aber, da der Herausgeber dieser

Sammlung nur die Ausgabe von 1748 kannte, nicht nach der neueren abgedruckt.

Der Zweck des Verfassers bei dieser Theorie der angenehmen Empfindungen ist, die Quellen, und die Grundsätze unseres Beurtheilungsvermögens, unserer Vergnügungen und unserer Pflichten anzugeben und zu entwickeln, welche den Schlüssel zum ganzen System der Humanität geben. Da die Gottheit den Menschen mit vielen, sowohl körperlichen als geistigen Fähigkeiten begabte, um ihn durch sie seiner Glückseligkeit entgegenzuführen: so wollte sie ihn nicht bloß durch den heiligen Ruf der Vernunft, sondern auch durch die Stimme des Instinkts und der Sinnlichkeit, eines weit wirkfameren Mittels, zu diesem ihren Ziele hinleiten. So giebt uns die Natur durch eine schmerzhaft empfindung sogleich einen benachrichtigen-

tigenden Wink von denjenigen Gegenständen, die uns schädlich seyn würden, und zieht uns hingegen durch eine angenehme Empfindung zu allen denjenigen hin, welche die Erhaltung unseres Wesens, und die Vervollkommnung unserer Fähigkeiten, vorzüglich begünstigen, indem diese notwendige Bedingungen unserer Glückseligkeit sind. Bis dahin hatte er freilich schon mehrere neuere Philosophen zu Vorgängern. Aber unser Philosoph verfolgt und setzt diese Betrachtungen genauer auseinander.

Unsere Fähigkeiten, fährt er fort, können uns nur dann nützlich werden, und sich entwickeln, wenn wir sie üben. Bewegung, oder Thätigkeit ist also durchaus nothwendig, wenn wir nicht Gefahr laufen wollen, daß unsere Anlagen gleichsam einschlafen, und ihre völlige Wirksamkeit verlieren. Auf

der anderen Seite aber wird eine jede übertriebene und gewaltsame Anstrengung der Kräfte, unserer eingeschränkten und schwachen Natur zu Folge, die Organe gleichfalls entkräften und zerstören müssen. Nur eine gemälsigte Bewegung oder Uebung wird also für uns heilsam seyn können; und so vereinigt sich der Gebrauch, oder die Vervollkommnung unserer Fähigkeiten mit unserem höchsten Interesse, mit unserer Erhaltung. Und gerade auf dieser goldenen Mittelstrasse, ich meine, durch eine gemälsigte Uebung unserer Fähigkeiten, sollten wir nach der Absicht der Natur, oder besser, des schaffenden Wesens, das Ziel unserer Wünsche, Vergnügen, erreichen.

Unser Verfasser geht dann von diesem Princip aus, und mustert die Vergnügungen der Sinne, des Geistes und des Herzens,

Er

Er untersucht dann einzeln diejenigen Gegenstände, die wir schön und anmuthsvoll finden, in den Werken der Natur und Kunst, in der Gesichtsbildung, in den Farben, in den Tönen, in der Figur, Proportion, Symmetrie, in der Mannigfaltigkeit und Neuheit, in dem Geschmacke jedes Alters, in den Gedanken, in der Sprache und in dem Style, in den Wissenschaften, in den Bewegungen des Herzens — kurz, er untersucht alles, was in der physischen und moralischen Welt vorkommt, und sich auf den wahren und allgemeinen Nutzen der Menschheit bezieht.

Von hier aus erhebt er sich ohne Schwierigkeit zu einer ersten, vernünftigen und wohlthätigen Ursache, die diese schöne Harmonie hervorbrachte, und uns genau das Mafs von Reitzbarkeit gab, das, im Allge-

meinen, — was auch Bayle, dessen System hier angegriffen wird, dagegen einwenden mag — am besten mit unseren Bedürfnissen übereinstimmt.

Vorzüglich bemüht sich unser Philosoph, immer neu belebt durch seine guten Zwecke, die Wahrheit ins Licht zu setzen, daß der Mensch in der Erfüllung seiner Pflichten gegen die Gottheit, gegen den Nächsten, und gegen sich selbst, die größte Glückseligkeit finden müsse. Er stellt dann einige Betrachtungen über die mit jeder Lage verbundenen guten und übeln Seiten an, wodurch er sich den Uebergang bahnt, den Vorzug der Freuden des Herzens, so wie die Vortheile auseinanderzusetzen, die jeder Mensch aus der guten Anwendung seiner Fähigkeiten ziehen kann, um sich das Leben angenehm zu machen, und durch vernünftige Beschäftigung-

tigungen das Wohl der Menschheit zu befördern.

Diese kurze Analyse wird hinreichend seyn, um den Leser darauf aufmerksam zu machen, daß er in diesem Werkchen die wahren Principien der natürlichen Theologie, der Sittenlehre, der Beredsamkeit und der Geschmackslehre, sowohl in Beziehung auf die schönen Künste, als auf die Werke des Geistes, angegeben findet. Vorzüglich wird es ihm deutlich werden, worinn der höchste Zweck der Weisheit, die Kunst, so glücklich zu werden, als es die Einschränkung der menschlichen Natur erlaubt, bestehe *). —

Eben

*) Diese Analyse ist von Vernet, dem Verfasser der Abhandlung: über die Wahrheit der christlichen Religion.

Eben die Philosophie, welche Pouilly in seinen Untersuchungen über die uns zur Glückseligkeit führenden Mittel zeigte, war auch die Triebfeder aller seiner zum Wohl der Menschheit beitragenden Handlungen; und sein glorreiches Leben ist uns ein redender Beweis, daß auch der in dem engen Kreise einer Provinz eingeschlossene Bürger für sein Herz volle Nahrung finden, und jener lebhaften Empfindungen theilhaftig werden kann, die aus weiser Vaterlandsliebe entspringen und die großen Tugenden erzeugen; daß der Mann von Genie, auf welchem Posten er auch stehe, sich einen Wirkungskreis zu schaffen vermag, der ganz seiner würdig ist, und daß er, wenn auch die Hülfsmittel, die ihm die Glücksgöttin darbietet, unbedeutend sind, in sich selbst, in seinem Geiste und Herzen unerschöpfliche Quellen findet.

Ehe

Ehe wir diesen Vorbericht schliessen, müssen wir noch einiger merkwürdigen Zeilen aus einem Briefe erwähnen, den unser Verfasser wenige Tage vor seinem Tode von Bolingbroke erhielt, mit welchem er, so lange er lebte, den vertrautesten Briefwechsel führte. Dieser Brief, der sich mit mehreren Gegenständen der spekulativen sowohl, als praktischen Philosophie beschäftigte, schloß mit den Worten: „Endlich habe ich, mein lieber Pouilly, unter jenen vielen Menschen, die ich kennen lernte, und deren Geist und Charakter ich studierte, nicht mehr als drei gefunden, die mir es würdig zu seyn schienen, zu Vorstehern der Menschen ernannt zu werden. Unsere Freundschaft ist zu fest geknüpft; sie geht, wie sich

„Mon

„Montaigne ausdrückt, zu gerade,
 „als dafs ich gegen Dich zu je-
 „ner falschen Bescheidenheit,
 „die freilich wohl zuweilen eine
 „nothwendige Schutzwehre ge-
 „gen die Ausfälle des Neides ist,
 „meine Zuflucht nehmen, und Dir
 „nicht kühn herausfagen sollte,
 „diese drei Menschen sind: Du,
 „Pope und Ich.“

Inhaltsanzeige.

Erstes Kapitel.

Es giebt eine Wissenschaft der
Empfindungen, die eben so sicher
begründet, und zugleich wichtiger
ist, als jede andere aus der Natur
geschöpfte Wissenschaft

Seite 3.

Zwei.

Inhaltsanzeige

Zweites Kapitel.

Jede nicht ermüdende Beschäf-
tigung der körperlichen Organe
wird von Vergnügen begleitet

Seite 13.

Drittes Kapitel.

Jede nicht ermüdende Be-
schäftigung unseres Geistes wird
von Vergnügen begleitet

S. 22.

Viertes Kapitel.

Jede Beschäftigung des Her-
zens, bei welcher nicht Furcht
oder Haß das Uebergewicht hat,
wird von Vergnügen begleitet

S. 40.

Fünf-

Inhaltsanzeige.

Fünftes Kapitel.

Von der Schönheit des Körpers, des Geistes und des Herzens Seite 54.

Sechstes Kapitel.

Jeder Gegenstand, der uns einen Beweis von unserer Vollkommenheit giebt, wird von innigem Vergnügen begleitet. S. 67.

Siebentes Kapitel.

Von den Modifikationen des Gehirns, welche den angenehmen Empfindungen entweder vorhergehen oder sie begleiten. S. 80.

d

Ach-

Inhaltsanzeige.

Achtes Kapitel.

Von dem Verhältnisse, in welchem die Gesetze des Empfindens zu unserer Erhaltung stehen. Seite 92.

Neuntes Kapitel.

Woher die so große Verschiedenheit des Geschmacks, da doch die Gesetze der Empfindung für alle Menschen dieselben sind? S. 96.

Zehntes Kapitel.

Die Gesetze der Empfindung sind das Werk einer weisen und wohlthätigen Macht, S. 106.

Elf.

Inhaltsanzeige.

Elftes Kapitel.

Von dem Vergnügen, das die
Erfüllung unserer Pflichten gegen
die Gottheit begleitet. - Seite 125.

Zwölftes Kapitel.

Von dem Vergnügen, das die
Erfüllung der Pflichten gegen uns
selbst begleitet. - S. 130.

Dreizehntes Kapitel.

Die Erfüllung unserer Pflich-
ten gegen andere Menschen wird
von Vergnügen begleitet. - S. 149.

Vierzehntes Kapitel.

Tugend wird von innigem
Vergnügen begleitet. - S. 163.
Fünf-

Inhaltsanzeige.

Funfzehntes Kapitel.

Welche Lebensart ist die
glücklichste? S. 183.

Sechszehntes Kapitel.

Die Gegenstände der Moral-
philosophie können von allen Men-
schen begriffen werden. Seite 190.

Ueber die Harmonie des Styls. Seite 195.

Theo-

T h e o r i e

der angenehmen Empfindungen.

THE COLLEGE

OF THE UNIVERSITY OF CHICAGO

—

Erstes Kapitel.

Es giebt eine Wissenschaft der Empfindungen,
die eben so sicher begründet, und zugleich wich-
tiger ist, als jede andere aus der Natur
geschöpfte Wissenschaft.

Es gab Philosophen, welche durch aufmerk-
sames Beobachten einige Vorschriften entdek-
ten, die die Natur sich bei Vertheilung der
Bewegung vorgezeichnet hat; und die Dar-
stellung dieser Gesetze bildet eine Wissen-
schaft, in welcher eben die hohe Evidenz
herrscht, die uns in der Geometrie entzückt.
Aber sollte der menschliche Geist nur zu er-
ken-

kennen vermögen, was in der Körperwelt vorgeht; sollte undurchdringliche Finsterniß die Veränderungen umhüllen, welche er in seinem eigenen Selbst vorgehen fühlt? Wahr ist es, daß die verschiedenen Grade der Bewegung den Vortheil besitzen, sich nach bestimmten Verhältnissen äußern zu können, und daß sie ein großes und reichhaltiges Feld für geometrische Berechnungen eröffnen. Aber wenn gleich unsere Empfindungen kein bestimmtes Maas erlauben, so unterscheiden wir sie doch sehr genau, um untersuchen zu können, was ihrer Entstehung vorhergeht, was sie begleitet, was auf sie folgt. Wenn man in der Theorie der Bewegung die Unermesslichkeit des Raums und der Zeit, gleichsam mit dem Kompass in der Hand, durchläuft, und nicht auf einem so glänzenden Pfade in dem engen Kreise der Untersuchungen des Empfindens fortzuschreiten hoffen darf: so wird dieser wenigstens eben so sicher seyn, wenn man sich nur mit einem achtsamen Auge auf unwidersprechliche, feststehende Facta und bestimmte Begriffe stützt.

Die

Die Gewissheit unserer Erkenntnisse aber ist allein noch nicht hinreichend, ihnen einen Werth zu ertheilen: ihre Wichtigkeit muß sie erst schätzbar machen. Welche Kenntnisse aber würden wohl höheres Interesse für uns haben, als diejenigen, die das Ziel unserer Wünsche zu ihrem Gegenstande haben? Ich weiß sehr wohl, daß eine Untersuchung, die sich nur mit abstrakten Gegenständen beschäftigt, um desto weniger interessiren wird, je täuschender sie angenehme Empfindungen anzukündigen scheint: aber ich will ja nicht einer verwöhnten Einbildungskraft von Vergnügen vorreden. Meine Absicht ist nur, das Vergnügen erkennen, und nicht es fühlen zu lehren. Die schaffenden Gesetze desselben sind gewissermaßen den Quellen des wohlthätigen Flusses zu vergleichen, der Egypten bereichert: ohne sie zu kennen, kann man sich doch ihrer Wohlthat erfreuen. Ist man neugierig genug, sie aufzusuchen, so muß man lange Wüsten durchirren, und gleichwohl müssen, wie mich dünkt, diejenigen, die dies unternehmen, selbst in ihrem Nachforschen ein ge-

wisses Vergnügen finden. Heißt das nicht, die Natur genießen, wenn man ihre Schönheiten enthüllt?

Die Theorie der Empfindungen gewinnt aber nicht nur dadurch einen Werth, daß sie uns ein so ganz unserer Aufmerksamkeit würdiges Schauspiel darstellt: sie liefert auch noch begründende Principien für diejenigen Wissenschaften und Künste, die uns nothwendig am stärksten interessiren müssen.

Diejenigen, die sich unter Dichtern, Rednern und Malern vorzüglich auszeichnen, haben nicht immer aus Eingebung des Genies in den Stunden hoher Begeisterung gehandelt. Sorgfältig unterwarf der Künstler des Alterthums die Geburten glücklicher Augenblicke den Gesetzen des Verstandes, die er in tiefen Betrachtungen über die Bedingungen aufgestellt hatte, unter welchen allein nur ein Gegenstand auf Wohlgefallen gegründete Ansprüche machen könnte. Für die Wahrheit dieser Behauptung bürgen uns die unverkennbaren Spuren, die in ihren Werken abgedruckt sind, und durch das Neben-

beneinanderstellen dieser feinen und treffenden Bemerkungen sind die Theorien der Poesie, Rhetorik und Mahlerey entstanden. Alle diese besonderen Regeln sind abgerissene Glieder, welche die Theorie der Empfindungen sich wieder zuzueignen berechtigt ist.

Seinen Zustand sich möglichst angenehm zu machen, ist unstreitig die erste und wichtigste Kunst. Das Princip, das derselben zum Grunde liegt, hat zu den ganz verschiedensten Behauptungen Gelegenheit gegeben — Varro zählte ihrer auf dreihundert — und gleichwohl hängt von diesem Princip die ganze philosophische Moral ab. — Um dieses nun mit höchster Evidenz kennen zu lernen, darf man nur bis zu den Gesetzen des Empfindens hinaufgehen, und sich bei ihrer Betrachtung durch den Faden der Erfahrung leiten lassen.

In dem Dialog des Plato über den Staat, oder vielmehr, über die innere Gerechtigkeitspflege beklagen sich einige der redenden Personen, daß die Gesetzgeber und Philosophen, wenn sie zur Tu-

gend ermuntern, nur die Erwägung der sie begleitenden Güter als einladendes Motiv anführen. Sie verlangen vom Socrates, ihnen zu beweisen, daß die Tugend durch sich selbst das Wohl ihrer Verehrer gründe, und er thut dies durch lange fortgeführte Parallelen der verschiedenen Regierungsarten mit der inneren Republik, die durch Vernunft und Leidenschaften in uns gebildet wird.

Dieses Dogma der Platonischen Schule kann sich, wie mich dünkt, unmittelbar auf die Theorie der Empfindungen gründen. Wir wollen in ihre Tiefen hinunter steigen, und wir werden aus ihr die Principien einer genau bestimmten Sittenlehre hervorgehen sehn. Wir werden es dem Epikur vorwerfen müssen, daß er unseren Wünschen nur unvollkommene Güter zum Ziel setzte, und nicht ganz und lebhaft den hohen Werth und den großen Umfang der Freuden des Geistes überschaute. Wir werden einsehen, daß der Gehorsam, welchen der Urheber unserer Natur von uns fordert, das sicherste

ste

ste Mittel sey, sowohl die Unordnungen des Gemüths und den Schmerz zu befänftigen, als auch die entzückendsten Freuden in unsere Brust zu pflanzen.

Es giebt Christen, die in dem thörichtesten Wahne stehn, daß ihre Religion die Tugend in diesem Leben zum Unglück verdamme. Das Gesetz Gottes, das, der heiligen Schrift zu Folge, so einladend durch sich selbst ist, wird für sie nur ein unerträgliches Joch. Sie würden zu den größten Freveln fortgerissen werden, wenn die Furcht, die sie fesselt, sie in Freiheit liesse, und sind eben so unglücklich durch das Laster, das sie despotisch beherrscht, als durch die Strafe, die sie zittern macht. Anders ist der Zustand derjenigen Menschen, aus deren Herzen die Furcht von der Liebe gänzlich vertrieben wird *). Sie finden im Evangelium, nach dem Ausspruche des Stifters unserer Religion, nur die Verpflichtung: Liebe Gott und deinen Nächsten. Hier ist nichts,

A 5

das

*) 1. Joh. IV, 18.

das unsere Vernunft nicht unterschreiben, unser Herz nicht billigen müßte: von ihnen beiden werden die vorgeschriebenen Aeusserrungen gegen unsere Nebenmenschen, wird die völlige Unterwerfung unter den Willen des Wesens bestätigt, das höchstweise ist.

Nach der Ordnung der Natur wird die unsern Fähigkeiten angemessene Beschäftigung immer von angenehmen Empfindungen begleitet. Diese rechtmäßige Quelle des Vergnügens fließt nicht minder für Christen, als für Unglaubige. Aber nach der Ordnung der Gnade ist der Christ weit glücklicher durch das, was er hofet, als durch das, was er besitzt. Fortgetragen auf den Flügeln des Glaubens bis selbst in den Schoos der Gottheit erblickt er hier eine nie versiegende Quelle der süßesten Freuden, und wenn er von dieser unermesslichen Höhe seine Augen auf die gegenwärtigen Güter und Uebel hinabwirft, so wird er an ihnen keinen andern Werth bemerken, als sich dadurch den Besitz dieses unendlichen ihm dargebotenen Gutes zu erleichtern.

Die

Die Theorie der Empfindungen schwingt sich nicht zu einer solchen Höhe hinauf. Sie ist ein Zweig der Naturkunde, aber der wichtigste Zweig. Sie enthüllt uns die Weisheit und Güte des Urhebers unserer Natur; sie weist den verschiedenen Arten von Gütern den ihnen gebührenden Rang an; sie unterstützt die meisten Grundsätze der Religion, indem sie keinem einzigen widerspricht, und sie ladet uns ein, alle Vorschriften derselben zu befolgen, indem sie zeigt, daß, selbst in diesem Leben, aus der Erfüllung unserer Pflichten gegen die Gottheit, gegen uns selbst, und gegen unsere Nebenmenschen ein wahres und inniges Vergnügen hervorquillt.

So interessant auch diese Materie ist, so führt sie doch eben nicht zu glänzenden Entdeckungen. Wie läßt sich über einen Gegenstand noch etwas Neues sagen, der immer, seit der Entstehung des Menschengeschlechtes das Ziel seiner Wünsche, und der Gegenstand seines Nachdenkens war? —

Man

Man wird hier also nur die Vereinigung einiger Ideen finden, die bis jetzt in mehreren Werken zerstreut waren, und die, einander genähert, sich vielleicht von selbst zu einem regelmässigen Ganzen bilden.

Zwei-

Zweites Kapitel.

Jede nicht ermüdende Beschäftigung der körperlichen Organe wird von Vergnügen begleitet.

Es giebt Geschöpfe, die sich selbst genug zu seyn scheinen, und an dem Orte, den sie einnehmen, alles was zu ihrer Erhaltung und zu ihrem Wachstume nothwendig ist, finden. Nicht so verhält es sich mit dem Menschen. Nichts begränzt die Unermesslichkeit seiner Wünsche, und es läßt sich auf ihn anwenden, was Plato von der Liebe sagt: "Die Göttinn des Mangels und "der Gott des Reichthums schei-
"nen zu ihrer Bildung sich verei-
"niget zu haben" An zahllosen Bedürf-
nissen gefesselt, welche die ganze Macht der
Natur

Natur kaum befriedigen zu können scheint, ward der Mensch mit vielen Organen ausgerüstet, durch die er sich die entferntesten Gegenstände zu nähern, sie zu unterscheiden, sich eigen zu machen, und zu benutzen vermag. Jede nicht ermüdende Beschäftigung dieser Organe wird von Vergnügen begleitet.

Die Abneigung, welche die Kinder gegen Ruhe zeigen, beweist deutlich genug, wie viele Reitze Bewegung und Thätigkeit für sie haben müssen. In der Jugend haben Tanz und Jagd vor allen Vergnügen den Vorzug, und sie sind in eben dem Grade angenehmer, als sie an Lebhaftigkeit gewinnen. Selbst Greise freuen sich noch bei einer gemäßigten Bewegung, wenn auch das Alter schon jede andere Empfindung abgestumpft hat.

Pascal glaubte, daß ein Streben, den Anblick seiner selbst zu vermeiden, die Ursache sey, warum dem Menschen alle Arten von Ergötzungen und starken und lebhaften Beschäftigungen so willkommen wären: mir aber scheint die Ursache in dem Vergnügen selbst

selbst zu liegen, das der Beschäftigung unserer verschiedenen Fähigkeiten als eine treue Begleiterinn folgt, und so unmerklich auch dieser angenehme Eindruck seyn mag, so wahr ist er doch. Sieht man nicht täglich Frauenzimmer sich gegen die Langeweile durch eine kleinliche Arbeit schützen, von welcher sie auch keine andere Frucht als bloßen Zeitvertreib erwarten?

In dem freien Spiele der Transpirationsorgane ist das Princip dieses Vergnügens aufzufuchen. Dies zeigen die Beobachtungen des Sanctorius. Leichte Dünste, die unsern Augen entgehen, dringen beständig durch die feinen Poren der Haut, die bald eine Krankheit verursachen würden, wenn sie länger im Blute zurückgeblieben wären. Eine zu heftige oder gar keine Bewegung hindert gleich sehr diese unmerkliche Ausdünstung, und nur durch eine unsern Kräften angemessene Veränderung wird sie befördert.

Eben dieses Spiel der Transpirationsorgane, das uns dem Kamine im Winter nähert und kühle Grotten im Sommer aufsuchen läßt,

läßt, ist auch die Ursache, warum alles dasjenige angenehm ist, was den Kreislauf des Blutes unterhält und verstärkt.

Wenn wir uns in der Nähe eines Gegenstandes befinden, so werden seine Farben ihn unserem Auge charakterisiren, von denen die mehrsten einen angenehmen und nur wenige einen traurigen Eindruck machen. Die Beobachtungen eines Newton machen uns mit den Ursachen dieser verschiedenen Einwirkungen bekannt. Die lebhaftesten und stärksten Strahlen machen den angenehmsten Eindruck, aber das Glänzende ihrer Farben ermüdet endlich die Sehkraft. Diejenigen Strahlen, welche die grüne Farbe bilden, haben durch ihre gemäßigte Einwirkung das ausschließende Vorrecht, immer die Nerven des Auges beschäftigen zu können, ohne sie zu ermüden. Die braunen und schwarzen Farben führen das Bild der Traurigkeit mit sich, weil sie das Auge in einer Art von Unthätigkeit lassen.

Aber noch reizender wird uns der Gegenstand erscheinen, wenn seine Theile, bei
der

der angenehmen Einwirkung ihrer Farben auf unser Auge , auch groß , und verschieden sind. Die unabsehbare Fläche des Meeres, diese Ströme, die sich vom Gipfel der Berge in Abgründe stürzen, Felder, die von allen Seiten reiche Gemälde darstellen: alle diese Gegenstände gewähren ein Vergnügen, das mit der Größe und Mannigfaltigkeit der Bilder, die sie auf der Netzhaut des Auges abmahlen, verhältnissmässig ist.

Mit den Gehörnerven verhält es sich wie mit den Sehnerven. Man weiss durch die Beobachtungen der Neueren, dass das Innere des Ohres ein aus unzähligen Nervenfäden zusammengesetztes Werkzeug ist, von welchen jeder seinen bestimmten Zweck hat. Ein Ton ist um so angenehmer, je mehrere Fiebern er berührt, je harmonischer die Schwingungen einklingen, und je öfter sie sich vereinigen: er wird, im Gegentheil, einen unangenehmen Eindruck machen, wenn diese Fiebern durch die Disharmonie ihrer Schwingungen gegen einander treffen und reiben.

B

Man

Mannigfaltigkeit muß durchaus in den Tönen herrschen, wenn sie gefallen sollen, und selbst die süßesten werden aufhören es zu seyn, wenn sie mit ermüdender Einförmigkeit auf die Fiebern wirken.

De la Motte glaubte, daß die Worte nur allein den Vorstellungen, die sie dem Geiste vorführten, ihre Annehmlichkeit zu verdanken hätten. Aber werden wir eher seiner Autorität, als dem Ausspruche unseres innern Gefühls und dem Gefühle aller Nationen beipflichten? Es giebt nicht nur Töne, die an und für sich den Fiebern des Ohres schmeicheln und mißfallen, sondern die Organe der Sprache stehen auch mit den Gehörwerkzeugen in Verbindung, und die Nerven, welche diese Verbindung unter einander eröffnen, unterhalten ein gegenseitiges Interesse. Töne, die nur mit Mühe ausgesprochen werden, können wir auch nicht ohne großes Mißfallen hören.

Auch das Vergnügen, das der Sinn des Geschmacks und des Geruchs gewährt, entspringt aus der Angemessenheit seiner Wirkungen zu unseren Bedürfnissen. Scharfe
und

und pikante Salze, die durch das Athmen und durch die Verdauung in den Körper geführt werden, verursachen in ihm Unordnung und Verwirrung, und zeigen ihre schädlichen Eigenschaften durch die Heftigkeit ihrer Einwirkung auf die Nervenpapillen an, welche der Sitz des Geruchs und des Geschmacks sind. Ein süßer Eindruck hingegen wird denjenigen Geruch und Geschmack begleiten, der, seiner Natur nach, unseren Säften und Organen eine günstige Bewegung mittheilt.

Die Heilmittel, welche von der Arzneikunde angewandt werden, verursachen nicht selten einen übeln Geruch. Darüber dürfen wir uns nicht wundern. Die Gesundheit besteht in einer bestimmten Harmonie von Salzen, Schwefel und anderen Grundstoffen, aus welchen unsere Säfte gemischt sind. Wenn einer dieser Grundstoffe das Uebergewicht erhielt, oder vermindert ward, so fallen wir in eine Krankheit, und um das Gleichgewicht wieder herzustellen, ist man nicht selten genöthiget, zu Mitteln seine Zuflucht zu

nehmen, die für einen gesunden Menschen langames Gift seyn würden. Aber es giebt eine Art von Universalmitteln, welche die Hand der Natur selbst darbietet. Diese müssen nothwendig bei allen Krankheiten angewandt werden, und reichen oft allein hin, sie zu heilen. Sie sind Diät und Getränke, die das Blut verdünnen, erfrischen und erneuern. Wenn dies die besten Mittel sind, so giebt ihnen der Geschmack vor allen Nahrungsmitteln den Vorzug, welche nur die Verdauungswerkzeuge schwächen, und ihnen zum Lohne ihrer Arbeit nur schädliche Säfte liefern würden. —

Das Gesetz, nach welchem die auf die Organe der Sinne gemachten Eindrücke bestimmt werden, erstreckt sich auch auf die Organe des Athmens. Sie erschaffen, wie uns das Gefühl lehrt, wenn die Elasticität der Luft, von welcher sie ihre Kraft entlehnen, durch brennende Hitze geschwächt wird, und eine kühle, erfrischende Luft, die ihnen ihre vormalige Thätigkeit wieder schenkt, kündigt sich uns durch einen angenehmen Eindruck an.

Man

Man sieht aus diesen Betrachtungen, daß es zwei Arten der angenehmen Empfindungen giebt. Einige, wie, zum Beispiel, die Vergnügungen der Jagd und des Tanzes scheinen den Befehlen des Willens unterworfen zu seyn, und selbst aus dem Schoosse unserer Fähigkeiten aufzublühen. Diese nehmen ausschliessend den Namen des Vergnügens in Besitz, während die anderen, die man Reitze nennt, durch den Eindruck, oder durch die Vorstellung von außer uns befindlichen Wesen bewirkt werden. Die Seele scheint dann gleichsam aus sich selbst hervorzugehen, um die günstigen Eigenschaften der ihr sich darbietenden Gegenstände zu erkennen. Diese verschiedenen Arten des Empfindens hängen gleich sehr von derjenigen Beschäftigung ab, die unsere Organe nicht ermüdet.

Drittes Kapitel.

Jede nicht ermüdende Beschäftigung unseres Geistes wird von Vergnügen begleitet.

Dass zu unserer Erhaltung der Geist eben so nothwendig als der Körper in Thätigkeit gesetzt werden muß: dieß ist eine aus der zwiefachen Natur des Menschen vollkommen einleuchtende Wahrheit. Wenn das Thier durch seine Sinne, die an Stärke die Sinne des Menschen weit übertreffen, genau zu unterscheiden vermag, was ihm heilsam oder schädlich ist, so gab uns die Natur durch das Geschenk der Vernunft einen reichlichen Ersatz; und Vergnügen lacht uns auf diesem Pfade entgegen, um unsere Schritte zu beleben, und vor verderbender Unthätigkeit zu bewah-

bewahren. Das Vergnügen, die Mutter des Spiels und der Ergötzungen, ist auch Mutter der Wissenschaften und Künste; und wenn das ganze Universum durch unsern Fleiß genöthiget wird, unsern Bedürfnissen und Wünschen einen Tribut zu entrichten: so verdanken wir dies demjenigen Gesetze, nach welchem alles, was den Geist ohne zu ermüden beschäftigt, Vergnügen gewährt.

Es hat Menschen gegeben, die auf den Ehrentitel eines Philosophen Anspruch machten und gleichwohl behaupten konnten, daß Beschäftigung des Geistes nur darum angenehm wäre, weil sie uns Ruhm einzuerndten hoffen ließe. Aber überzeugt uns nicht das innere Gefühl, daß man sich nicht selten der Lektüre und dem Nachdenken überläßt, ohne dadurch irgend eine Aussicht für die Zukunft zu gewinnen, und ohne einen andern Zweck vor Augen zu haben, als den gegenwärtigen Augenblick angenehm auszufüllen?

Diese Beschäftigung wird oft so anziehend, daß sie die Seele zu einer Höhe er-

hebt, die sie ihrem Körper entfesselt zu haben scheint. Wem ist es unbekannt, was die Geschichte von einem Archimedes, und von andern Geometern älterer und neuerer Zeiten erzählt? Und wenn wir die Wirklichkeit dieser Thatfachen bezweifeln möchten, so wird uns doch wenigstens die Möglichkeit durch ähnliche Schauspiele einleuchten müssen, die sich oft unserem Blicke darbieten. Wenn man einen Schachspieler beobachtet, wie er so ganz in sich selbst gekehrt da sitzt, unempfindlich gegen jeden Eindruck auf Gesicht und Gehör: sollte man nicht glauben müssen, daß ihn nur die Sorge seines Heils oder die Wohlfahrt des Universums beschäftigen könne? Und gleichwohl hat dieses gespannte Denken nur dasjenige Vergnügen zum Gegenstand, das in der Beschäftigung des Geistes durch das Ziehen eines helfenbeinernen Steinchens gegründet ist.

Aus dieser Beschäftigung des Geistes entspringt jenes Vergnügen, das uns ein tadelnder Panegyrikus und eine lobende Satyre gewährt; das wir bei feinen Gedanken, die
mit

mit großer Bestimmtheit aus den geheimen Falten des menschlichen Herzens verborgene Empfindungen enthüllen, das wir bei jedem glänzenden Ausdruck empfinden, den ein gesunder Verstand bildete, Trotz seiner augenscheinlichen Unverträglichkeit mit dem Sprachgebrauche.

Der Vortrag kann nicht zu deutlich seyn, wenn man unterrichten will: aber sucht man ihn nicht gleichwohl auch in ein gefälliges Gewand einzukleiden? Man gewährt dem Geiste dadurch den angenehmen Vortheil, seinen Witz und Scharfsinn üben zu können. Die Vorstellung, die man seinem Blicke vorüberführt, wird für ihn neues Interesse gewinnen, wenn sie der Galathea des Virgils zu vergleichen ist, die sich nur so viel verbirgt, als das Vergnügen des Findens nothwendig machte.

Ordnung, Symmetrie und Proportion gefallen durch die Leichtigkeit, mit welcher der Geist sie auffassen, und die verschiedenen Theile des Gegenstandes verbinden kann.

Einer unserer Dichter hat die regelmäßige Uebereinstimmung der Töne aus unserer Poesie zu verbannen, und sie in die Klasse der Endreimerei und aller andern unnützen Werke zu werfen gesucht, die nur das Verdienst der Anstrengung und des Aufwandes von Kräften für sich hätten, mit welcher sie erfunden würden. Diesem harten Urtheile liegt offenbar eine Unbekanntschaft mit der Bestimmung der Verse zum Grunde, nach welcher sie entweder gesungen oder deklamirt werden müssen. Sie verbreiten sich vom Sänger und Schauspieler unter das Volk, und es ist daher durchaus nothwendig, daß sie sich durch ihren Bau leicht dem Gedächtnisse einprägen. Die Versarten der Griechen und Römer verschaffen durch eine regelmäßige Ordnung, in welcher kurze und lange Sylben mit einander abwechseln, dem Gedächtnisse eine stolze Eroberung: in unserer Sprache hingegen scheint die fast durchgängig gleiche Länge aller Sylben dem Dichter gewissermaßen die Verpflichtung aufzulegen, von dem Reime Gebrauch zu machen.

Wenn

Wenn nach den Gesetzen der Natur, sagt de la Motte, das beständige Wiederholen derselben Töne angenehm seyn müßte, wie läßt es sich dann erklären, daß Einförmigkeit fast immer in der Musik so sehr mißfällt? Hierauf ist, wie mich dünkt, befriedigend zu antworten: daß der Tonkünstler keinen höheren Zweck kennt, als durch Töne zu vergnügen, und diesen Zweck durch Mannigfaltigkeit am besten erreichen kann; der Dichter hingegen sich nicht von dem einzigen Zwecke, das Ohr des Zuhörers zu schmeicheln, begränzen lassen darf. Der Dichter will auch Begriffe und Wahrheiten unserem Gedächtnisse einprägen, jeder Vers soll sich mit unauslöschlichen Zügen eingraben, und er bedarf in den meisten lebenden Sprachen zu der Ausführung seiner Absicht nothwendig der vortheilhaften Unterstützung des Reimes. — Wir sind aber keinesweges von einer so blinden Liebe gegen unsere Versart eingenommen, daß wir in Abrede seyn möchten, sie werde durch die stete Einförmigkeit ihres Ganges weit unter
den

den griechischen und römischen Rythmus erniedrigt.

Die Nachahmung durch Farben, Töne, Geberden und Reden gewährt eben die Vortheile, die aus der Symmetrie entstehen. Sie stellt uns solche Gegenstände dar, die unsere Einbildungskraft, durch die Vergleichung, die wir zwischen ihnen und anderen schon bekannten Objecten anstellen, leicht aufzufassen vermag.

Wollen wir dem Aristoteles Glauben beimessen, so gewährt diese nachahmende Darstellung der Gegenstände nur darum Vergnügen, weil sich der Geist bei der Betrachtung des treu entworfenen Gemäldes mit neuen Kenntnissen bereichert. Aber machen wir nicht einen Gewinn von eben der Art, wenn wir die Fehler einer ungetreuen Darstellung bemerken? Und so würden denn alle Werke der Mahler, der Dichter, der Redner, der Tonkünstler, so verschieden auch die Ausführung ihrer Werke seyn möchte, doch immer eben denselben Eindruck von Vergnügen auf uns machen müssen.

Nach

Nach andern Philosophen gefällt die Nachahmung nur durch Hülfe der Leidenschaften, und es ist gewiss, daß sie diesen ihre mächtigsten Reitze verdankt. Aber wir werden auch eingestehen müssen, daß der uninteressanteste Gegenstand gleichsam auf die Oberfläche der Seele einen leichten Eindruck von Vergnügen macht, wenn er getreu dargestellt ist, und wenn wir eine vollkommene Aehnlichkeit zwischen dem Originale und dem Gemälde auffinden können. Ist ein Ganzes in allen seinen einzelnen Theilen so gebildet, und so übereinstimmend geformt, daß die Seele sich von ihm leicht einen Begriff bilden, oder diesen festhalten kann: so wird es Vergnügen gewähren.

Auch der Kontrast führt, wie die Aehnlichkeit, der Einbildungskraft eine angenehme Beute zu, indem er entgegengesetzte Gegenstände zusammenstellt, und die Züge des einen durch die Vergleichung mit den Merkmalen des andern erhellt. Darum, um ihnen neue Reitze zu leihen, schlossen die Bildhauer der Alten eine Venus oder Gra-

Grazie in die ausgehöhlte Statue eines Satyrs ein, und wenn Virgil, um das heftig erschütterte Herz der Dido mit noch lebhafteren Zügen zu mahlen, sein meisterhaftes Gemälde in die Scene der Nacht verlegt, wo die ganze Natur in Todtenstille versenkt ist: so legte er dadurch den redendsten Beweis von seiner hellen Einsicht in die menschliche Natur ab.

Aber wenn der Kontrast und die Uebereinstimmung gleich stark zu wirken vermögen, kann man sie denn auch ohne Unterschied und einen für den andern gebrauchen? Gewiß nicht. Der Kontrast wirkt nur mit glücklichem Erfolg in Gedichten, Gemälden, und in andern Werken, deren Theile nach einander dem Blicke des Geistes vorgehalten zu werden bestimmt sind: in denjenigen Kunstwerken hingegen, die mit einem Blicke übersehen werden müssen, wie, zum Beyspiel, die Façade eines Gebäudes, muß Symmetrie in allen einzelnen sich entsprechenden Theilen herrschen, weil sonst das Auge sich durch eine Ungleichheit beleidiget
füh-

fühlen müßte, von welcher der Geist vergessens nach einem vernünftigen Grunde forschen würde.

Es giebt noch andere Verhältnisse, die von uns leicht aufgefaßt und von den schönen Künsten nicht selten mit glücklichem Erfolge angewandt werden. In regelmässigen Gebäuden ist der Portikus noch einmal so hoch als breit, die Säule viermal so hoch als das Gesimse, und dreimal so hoch, als das Piedestal. Alle große Baumeister wählten unter den verschiedenen Verhältnissen, welche der Zweck ihren Werken zu geben erlaubte, stets diejenigen aus, die der Geist ohne Mühe auf Einheit zu bringen vermochte.

Auch die Musik hat das Gesetz, das den Baumeister leiten muß. Der Tonkünstler wird immer leicht aufzulösende Accorde wählen; und diejenigen Consonanzen werden gewiss vorzüglich gefallen, die dem Geiste solche Verhältnisse vorführen, wodurch er stark und ohne ermüdet zu werden, beschäftigt wird.

Es

Es giebt auch kühne und gelehrte Compositionen, die aber nur dem vollkommenen Tonkünstler gefallen, dessen feiner Geschmack ihn ohne Mühe die Disharmonie der Töne unter einander messen und Verhältnisse finden läßt, die dem weniger geübten und ausgebildeten Ohre verschwinden müssen.

Unter allen Verhältnissen aber wird die völlige Uebereinstimmung der Theile eines Werkes zu einem bestimmten Zweck dem Geiste das größte Vergnügen gewähren und seine ganze Bewunderung auf sich ziehen.

Es gab zu Athen und Rom Redner, die ihrer Prose fast eben die Uebereinstimmung und eben den Wohl laut zu geben wußten, durch welchen die Poesie sich auszeichnet. Cicero, der sich in Rom durch seine Rednertalente den größten Ruhm erwarb, lehrt uns das Mittel, dessen man sich, um diesen Zweck zu erreichen, vorzüglich bediente. Man suchte den verschiedenen Theilen eines Perioden, die, um mit Leichtigkeit und Anmuth ausgesprochen zu werden, durch Ruhepunkte der Stimme abgefondert seyn müssen,
eine

eine solche Form zu geben, daß sie in dem Gedächtnisse des Zuhörers entweder durch symmetrische Verhältnisse, oder durch eine gewisse abgemessene Steigerung gleichsam an einander gekettet werden konnten *).

Der Dialog soll von dem Zuhörer leicht aufgefaßt und behalten werden können, und er wird dann gefallen, wenn er ohne augenscheinlichen Zwang und ohne Aufwand von Kräften diejenige Form erhalten hat, die mit dieser Bestimmung vollkommen übereinstimmt.

Es ist aber dem grossen Künstler nicht genug, alle verschiedenen Theile seines Werkes zu demselben Zweck in Verhältniß zu setzen: er sucht auch einen dieser Theile als den Mittelpunkt der Vereinigung für alle festzustellen.

Die Gothischen Baumeister liebten zu beiden Seiten ihres Gebäudes grosse
Stein:

*) Cic. cap. 3, de Orat. num. 103.

Steinklumpen, wodurch der Blick getheilt und unbestimmt erhalten wurde.

Bramante, und nach seinem Beispiel der größte Theil der neueren Baumeister, besser als ihre Vorgänger von der Kunst, auf das Auge angenehm zu wirken unterrichtet, stellten in die Mitte ihres Gebäudes einen hervorragenden Theil, der dem Auge einen festen Ruhepunkt anbietet, von welchem es sich ohne Mühe über den ganzen Umfang des Werkes verbreiten kann.

Die großen Mahler nahmen eben diese Rücksicht. Sie gruppirten und vertheilten so ihre Figuren, daß eine derselben vor den übrigen hervorstechend war, und sie gewissermaßen in Unterwürfigkeit erhielt.

Auch die Dichter treffen diese Stellung ihrer Gemälde. Einige ordnen nicht nur die verschiedenen Personen einem Haupthelden unter, sondern setzen gewöhnlich auch alle Begebenheiten, die sie uns schildern, mit einer einzigen Handlung in Verbindung. Was gewährt dem Geiste eine befriede-

friedigendere Beschäftigung, als eine Menge unter einander verknüpfter Begebenheiten durch ihr gemeinschaftliches Verhältniß zu einer wichtigen Handlung mit einem Blicke umfassen zu können?

Man kann allerdings in ein Gedicht verschiedene Fabeln einweben, und eine Reihe von Gemälden wie in einer Gallerie aufstellen. So machten es Ovid, Statius und mehrere andere Dichter. Aber schon mehrere Jahrhunderte vor ihnen bemerkte Homer — und die Dichtkunst lag gleichwohl noch in der Wiege — daß es dem Geiste das angenehmste Schauspiel gewähren müßte, wenn man in einem und demselben Gemälde mehrere handelnde Personen aufführen, und sie alle zu einer einzigen Handlung ausgehen und zusammen wirken lassen würde. Auf diese Idee gründete er den Plan zu dem epischen Gedicht.

Aeschylus entwarf nach der Epöee den Plan zu dem Trauerspiele, indem er eine nach allen ihren Umständen völlig entwickelte Handlung darstellte. Dieser be-

rühmte Nebenbuhler des Homer machte die Bemerkung, daß ein dramatisches Gedicht um so mehr dem Geiste gefallen müßte, als eine Haupthandlung alle Scenen verbinden, und sie, wie verkettet, in das Gedächtniß niederlegen würde.

Zu der Einheit der Handlung setzte Aeschylus noch die Einheit der Zeit und des Ortes. Es ist wahr, daß in seinen Eumeniden die Scene von Delphi nach Athen verlegt wird, aber in allen übrigen Stücken hat er die Einheit des Ortes immer getreu beobachtet.

De la Motte suchte den Dichter des Drama von den Gesetzen wieder zu befreien, welchen Aeschylus und mehrere alte Dichter durch ihr Beispiel ihn unterworfen zu haben schienen. Dieser berüchtigte Anhänger der Neueren bewies sich fast eben so in dem Reiche der Wissenschaften, wie vor zweihundert Jahren die verschiedenen Sektenjäger sich in Europa betrogen. Hätte er sich begnügt dem Aberglauben den Krieg anzukündigen

digen: so würden ihm alle vernünftige Männer einen Rang unter sich eingeräumt haben. In der Hitze seines Eifers hat er Gesetztafeln zerbrochen, die unsere Ehrfurcht verdienten, geheiligte Dogmen bekämpft, und nur unhaltbare an ihre Stelle gesetzt; ein um so gefährlicherer Neuerer, als die Vernunft ihm bisweilen zur Seite zu stehen schien. Glücklicherweise haben Religion und Staat nichts von dieser vermeinten Reformation zu fürchten, und sie mußte nur unschuldige Kriege erregen, die nicht selten in ihren Folgen heilsamer sind, als ein beständiger Friede.

Es ist durch die Theorie der Empfindungen außer Zweifel gesetzt, daß die Beobachtung der drei Einheiten in dramatischen Gedichten den ihr zugeschriebenen Werth keinesweges einer bloß willkührlichen und konventionellen Einrichtung zu verdanken habe, indem alles dasjenige von Vergnügen begleitet wird, was den Geist in den Stand setzt, sich von dem ihm vorge-

stellten Gegenstände ein bestimmtes Gemählde zu entwerfen.

Unterdessen müssen wir bekennen, daß man, wenn durch die Beobachtung der drei Einheiten nur die Darstellung falscher gemacht würde, diesen Vortheil nicht selten dem höheren Zwecke aufopfern könne, ihr durch eine Menge und Mannigfaltigkeit der Begebenheiten lebhafteres Interesse zu ertheilen. Aber es werden durch sie noch mehrere Vortheile erreicht.

Es ist in einem Drama alles dasjenige als wahrer Mangel zu betrachten, was, seiner Natur nach, das Interesse vermindert, so wie, im Gegentheil, alles dasjenige gefallen muß, was die Reitze der Täulchung vermehrt. Wenn ein Greis die Rolle eines Jünglings, und dieser die Rolle des Greises spielt, wenn die Decorationen Landschaften vorstellen, da die Scene in einem Pallast vorfällt, und die Kleidung nicht der Würde der Personen entspricht: so werden alle diese Disharmonien und Ungereimtheiten uns nothwen-

wendig beleidigen müssen; und die Ursache ist in der Uebertretung der drei Einheiten aufzufuchen. Vervielfältiget nur die Haupt-handlungen in einem Drama, laßt mehrere Jahrhunderte in einem Zeitraume weniger Stunden vorüberrollen, versetzt in einem Nu den Zuschauer bald in diese bald in jene Region: so werden alle diese Ungereimtheiten in uns gewiß den Begriff eines höchst fehlerhaften Schauspiels bilden, und uns mit lauter Stimme warnen müssen, doch einem erdichteten Unglück nicht wahre Thränen zu schenken,

Viertes Kapitel.

Jede Beschäftigung des Herzens , bei welcher
nicht Furcht oder Haß das Uebergewicht
hat , wird von Vergnügen
begleitet.

Die Regungen der Liebe und des Hasses,
die gleichsam wie zwei Getriebe alle unsere
Fähigkeiten ins Spiel setzen, sind auch die
Ursachen, warum die Seele sich an das an-
schließt, was ihr ein Gut, und zurückstößt
und flieht, was ihr ein Uebel zu seyn scheint.

Haß und alle aus ihm entspringenden
Leidenschaften werden, durch die Vorstellung
eines uns treffenden, oder bedrohenden
Uebels, nothwendig von Schmerz begleitet.
Sie führen ihr Gift selbst bis in das Blut, und
ver-

verbreiten, wie man durch die Beobachtungen des Sanctörinus weiß, über den ganzen Körper den unangenehmsten Eindruck, indem sie den Lauf der Transpiration in Unordnung setzen. Aber gleichwohl ist doch in diesen Zuständen auch eine Art von Süßigkeit zu finden, durch welche ihre Bitterkeit gemälsiget wird. Die Seele gefällt sich hier, wie in Bewegungen, die am meisten mit ihrer gegenwärtigen Lage übereinstimmen, und die dahin abzwecken, den sie bedrohenden Gegenstand zu entfernen. Von dieser Art ist der größte Theil unserer Empfindungen: Vergnügen und Schmerz bilden ihre Zusammensetzung, und sie werden angenehm oder unangenehm, je nachdem der eine, oder der andere dieser beiden Bestandtheile das Uebergewicht erhält.

Es giebt lebhaftes Vergnügen, die aus dem Schoofse des Hasses hervorgehen: die Vertilgung des Feindes scheint das größte Gut zu seyn. Es giebt Menschen, deren Auge kein entzückenderes Schauspiel kennt, als den Sturz desjenigen zu sehen, der

ihnen glücklich zu seyn schien; deren Elend durch das Andern zu Theil gewordene Glück nur noch beträchtlich vergrößert werden würde, und die über dasjenige in Freudentöne ausbrechen, was ihnen verhaßte Gesichtspunkte wegräumt.

Alle diese schädlichen Vergnügungen verrathen ein geheimes Unglück, von welchem solche Menschen die Empfindung nur zu verführen, oder schwebend zu erhalten suchen. Jeder Mensch, der mit Anlagen zum Neide und zur Bosheit gebohren wurde, besitzt auch von Natur einen Hang zur Traurigkeit.

Nicht so gewähren die Regungen des Herzens Vergnügen. Jede Empfindung der Zärtlichkeit, der Freundschaft, der Dankbarkeit, des Edelmonds, des Wohlthuns ist eine Empfindung, die von Vergnügen begleitet wird. Wie die Verdammten unglücklich sind! — sagte die heilige Catharina von Siena — sie sind nicht für Liebe empfänglich! — Jeder Mensch, der mit Anlagen
zum

zum Wohlthun gebohren wurde, besitzt ein heiteres Temperament.

So groß ist die Macht der Liebe, daß sie selbst dem Kummer Süßigkeiten gewährt. Raubt der Tod jemandem den Gegenstand einer zärtlichen und innigen Freundschaft: o! so führe seine Traurigkeit nicht, wenn du dich für seine Freuden interessirst. Er würde den unbedachtsam Tröstenden fortstolsen, und mit einem unserer Dichter ausrufen:

Mon deuil me plait, et doit toujours me
plaire;

Il me tient lieu de celui que je pleurs *).

Die Seele stellt sich dann lebhaft den geliebten Gegenstand vor, sieht ihn, und freut sich seiner; diese eingebildete entzückende Freude wird wahres Vergnügen. Die Eigenliebe gattet sich mit der Zärtlichkeit, um diesen

*) Süß ist diese Trauer und muß es ewig
mir seyn;

Sie vertritt die Stelle des Treubeweinten mir
jetzt.

fen süßen Schmerz zu erzeugen; man sucht alle die süßen Empfindungen wieder hervorzurufen, die man am Busen des Freundes genoss, und giebt sich Beifall darüber, für sie empfänglich und ihrer würdig gewesen zu seyn.

Wir wollen den *Montagne* *) vernehmen, der uns den Kummer zu beschreiben sucht, welchen er bei dem Tode seiner theuern *La-Boetie* fühlte: “Ich weiß, sagt er, “durch eine sehr zuverlässige Erfahrung, daß “uns, bei dem Verluste unserer Theuern, die “Rückerinnerung, seine Tage in der innigsten “Verbindung mit ihnen verlebt zu haben, den “süßesten Trost gewährt. O mein Freund! “Ist es nicht eine heilige und süße Pflicht “meines Lebens, ewige Leichenbegängnisse “zu feyern, und giebt es wohl einen Genuß, “der so süß wäre, als dieser Verlust?”

Cicero **) versichert uns, daß die Traurigkeit des *Lälius* bei dem Tode des
Sci-

*) *Essais*, liv. 2, c. 8.

**) *In Lael.*

Scipio durch eine geheime Freude gemildert worden sey.

Es gab religiöse Schwärmer, welche, bei der Abgezogenheit ihres Geistes, Liebe gegen Gott von dem Vergnügen zu trennen wünschten, das sie beim Lieben empfänden. Aber Liebe ohne Vergnügen zu denken, heißt eben so viel, als einen viereckigen Cirkel beschreiben zu wollen. Die Liebe ist ganz uneigennützig, wenn man keine anderen Früchte pflücken will, als die von der Liebe selbst gereift werden, und im Lieben bestehen. So weit soll die Uneigennützigkeit des Christen gehen, und weiter kann sie nicht gehen.

Wenn es Theologen gab, welche glaubten, daß das Herz sich alles Vergnügens enthalten, und ganz uneigennützig seyn könne: so gab es, auf der anderen Seite, Philosophen, welche behaupteten, daß es nur durch die Vorstellung von persönlichem Interesse beschäftigt würde. Aber verweilen wir einen Augenblick auf den Schaubühnen. Selbst in denjenigen Schauspielen, in welchen man
oft

oft das Herz zu verderben sucht, erfahren wir, daß es für Tugend geschaffen sey.

Wie klagen wir nicht über die unglücklichen Helden! Wie gerne möchten wir sie dem Unglücke entreißen, das sie verfolgt! Sind wir etwa mit ihnen durch Bande des Blutes, oder der Freundschaft verbunden? Nein! Aber es sind Menschen, die uns als Freunde der Tugend erscheinen; und wir tragen in uns das Gefühl des Wohlwollens und Mitleidens, das sich immer für Menschheit und Tugend regen wird, wenn entgegengesetzte Leidenschaften es nicht ersticken. Die Geschichte erhielt uns das Andenken an einen Tyrannen des alten Griechenlands, der bei der Vorstellung der *Hecuba* des Euripides, nach Endigung des ersten Actes aus Schaam das Schauspielhaus verließ, weil er wider Willen ganz in Thränen zerfloß, und für die Manen der Troer eine Theilnehmung äußerte, die er nicht für seine Mitbürger bewies. Grausam aus Eigennutz, und Mensch durch das moralische Gefühl, entrichtete er edlen, auf dem Theater vorgestellten,
Un-

Unglücklichen, von denen er nichts zu fürchten hatte, den Tribut des Mitleidens, welchen er schuldig war.

Darum, weil die Beschäftigungen des Herzens in eben dem Verhältnisse angenehm oder unangenehm sind, als entweder Wohlwollen oder Haß in ihnen das Uebergewicht haben, darum haben die Alten nur diejenigen Trauerspiele für fehlerhaft erklärt, in welchen das Unglück des Tugendhaften Unwillen bei uns erregt, und nicht diejenigen, in welchen unsere, bis zu der Auflösung des Knotens wachsende, Ungewissheit über sein Schicksal endlich der Freude Raum giebt, wenn wir ihn wieder glücklich finden.

Iedoch stimmen wir mit dem Aristoteles und seinen Auslegern darinn überein, daß die Seele bei dem Unglücke des tugendhaften Helden stärker als bei seinem Glücke gespannt wird, weil das Interesse der Erhaltung uns auffordert, reizbarer und aufmerksamer für die Eindrücke des Schmerzes als für die Eindrücke des Vergnügens zu seyn.
Sein

Sein Glück würde uns Freude verursacht haben; aber durch die zaubernde Macht der Tragödie erfüllen uns seine Leiden mit einem Schmerze, der noch weit süßer ist, als selbst jene Freude, weil seine Leiden stärker unser wohlwollendes Gefühl beschäftigen; dessen geheimer Reitz mächtig genug ist, um selbst Schmerz in Vergnügen zu verwandeln, und Thränengüsse mit noch angenehmeren Empfindungen, als die Ausbrüche des Lachens zu begleiten.

Durch welches Wunder aber kann auf der Bühne das angenehm auf uns wirken, was uns mit Schrecken durchdringen würde, wenn wir in der wirklichen Welt Augenzeugen solcher Begebenheiten gewesen wären? Der verschiedene Standpunkt des Gegenstandes bringt diese verschiedenen Eindrücke hervor. Oft kann das Unglück des Andern durch seine Nähe sich über uns verbreiten, und oft wird die Furcht es persönlich machen. Dasjenige Unglück hingegen, das die Tragödie unserem Blicke vorhält, stellt sich uns in einer solchen Ferne dar, daß es, ohne
die

die Selbstliebe zu beunruhigen , diejenige Liebe zu interessiren vermag , die wir gegen Tugendhafte fühlen.

Die Liebe führt ihre Reitze selbst bis in unsere unerfüllten Wünsche, Man freut sich immer über das , was man hofft, und nicht immer über das, was man besitzt. Es ist weit süßer mit Wünschen einen geringen Gegenstand zu umfassen , als bei der Unthätigkeit des Herzens die größten Güter zu besitzen.

Die Hofnung stellt die neuen sich uns darbietenden Güter in einem reizenden Lichte dar: begierig nach Vergnügen schmeicheln wir uns, es aus allen den unbekannten Objecten zu schöpfen, die es uns zu versprechen scheinen.

Dieser geheimen Hofnung hat selbst die Wahrheit einen Theil ihres Glanzes zu verdanken. Sie gefällt nicht selten dadurch, daß sie dem Geiste einen glücklichen Erfolg seiner schweren Untersuchungen , und unserem Herzen

D

Freu.

Freuden vorspiegelt. Aber gewöhnlich entziehen ihre vorzüglichsten Reitze, sobald sie erkannt ist, und dasjenige, was zu dem Streben nach ihrem Besitze einlud, verschwindet, wann dieser Besitz errungen ist. Das Verdienst der Wahrheit wird dann nur durch den wirklichen Nutzen der Wahrheit bestimmt werden können.

Für den Greis hat die Neuheit nicht mehr dieselben Reitze, der in ihren Versprechungen ein Mißtrauen zu setzen gelernt hat,

Die Reitze der Mannigfaltigkeit sind mit den Reitzen der Neuheit innigst verwandt; denn in einer Menge verschiedener sich uns darstellender Gegenstände werden wir immer einige finden, welche uns mit neuen Vorstellungen bereichern.

So mächtig sind aber die Reitze der Mannigfaltigkeit, daß sie nicht selten selbst über Ordnung und richtige Verhältnisse den Sieg erringen. Sind sie es nicht, die uns oft aus
den

den regelmässigsten Gärten in das freie Feld hinaus führen?

So angenehm aber Mannigfaltigkeit auch seyn mag, so ist sie allein doch nicht hinreichend, Werken der Kunst den Grad von Vollkommenheit zu ertheilen, zu welchem sie erhoben werden können, und welchen folglich ein gebildeter Geschmack zu fordern berechtigt ist. Die Gothischen Baumeister theilten ihre Gebäude in viele verschiedene Theile, und eine Menge kleiner Statuen überlud die Façade ihrer schönsten Werke. Diese Manier schien den grossen Künstlern des sechszehnten Jahrhunderts sehr abgeschmackt zu seyn — so urtheilte, zum Beispiel, Michael Angelo über sie, wie uns Castelvetro erzählt — und sie riefen in den schönen Künsten wieder die Grösse herauf, welche uns in den Denkmählern der Griechen und Römern entzückt.

Wir bemerken mit dem Verfasser der Betrachtungen über Mahlerey und Poesie, daß es Gegenstände giebt, die

kleinlicht dargestellt zu werden verlangen. Dieser berühmte Schriftsteller war der Meinung, daß man keinen vernünftigen Grund hiervon angeben könne. Wie mich dünkt, ist es der Charakter der Rollen, der hier entscheidet. Ein majestätischer Wuchs, zum Beispiel, würde übel mit einer komischen Rolle harmoniren. Aber wie dem auch seyn mag, so ist doch das gewiß, daß ein Kunstwerk nie lebhafte, tiefe und dauernde Empfindungen in der Seele erwecken wird, wenn es nicht auf Sinne und Einbildungskraft starke, tiefe und bestimmte Eindrücke macht; und nur dieser Art von Empfindungen verdanken Poesie, Rhetorik, Mahlerey, Musik und alle schönen Künste ihre mächtigen Reitze. Vergebens würden die großen Künstler unser Auge und Ohr durch die vollkommenste Nachahmung ergötzen; sie würden, wenn sie uns nicht einen interessanten Gegenstand darstellten, mit aller angewandten Mühe uns nur die Huldigung einer augenblicklichen Bewunderung abnöthigen können, und wir müß-

müßten ihnen immer den gerechten Vorwurf machen, daß sie ihr Talent nicht dazu angewandt hätten, in unserm Herzen, der einzigen Quelle jedes wahren Vergnügens, Empfindungen hervorzurufen.

Fünftes Kapitel.

Von der Schönheit des Körpers, des Geistes und
des Herzens.

Die Natur schränkte sich nicht darauf ein, uns durch die Empfindungen bloß über das Aufschlüsse zu geben, was in uns selbst vorgeht. Es giebt Eigenschaften an Andern, welche uns ein angenehmes, oder unangenehmes Schauspiel gewähren, je nachdem sie dem Dasein des Besitzers vortheilhaft oder zuwider sind.

Nicht ohne geheimen Schrecken wird man bei andern Menschen zerrissene Glieder, unbequeme Auswüchse, leichenähnliche Farben bemerken. Eine gute Mischung des Blutes hingegen wird sich durch eine angenehme
Farbe

Farbe ankündigen, und diejenigen Organe, die keine unnützen, sondern genau nur diejenigen Eigenschaften besitzen, welche zu einer vollkommenen Ausübung ihrer Funktionen erforderlich sind, werden sich durch angenehme Züge charakterisiren.

Einige Theile des Körpers, wie, zum Beispiel, die Stirne, erlauben verschiedene Formen, ohne daß sie dadurch außer Stand gesetzt würden, ihre Bestimmung zu erreichen; und dann ist die Schönheit willkürlich. Daher kommt es, daß man in Egypten und Syrien, durch ein günstiges Vorurtheil, Züge schön findet, welche sich sonst durch nichts empfehlen, als daß sie einige Aehnlichkeit mit dem Alexander und der Kleopatra geben.

Die Schönheit erscheint unter allen Gestalten. Sie entzückt in dem Farnesischen Apoll, wie in der Medicaischen Venus, und ist selbst in der finstern Stirn und in den Runzeln des Moses, von Michael Angelo, nicht zu verkennen. Jedes Alter und jedes Geschlecht hat gleichsam seine ei-

genen Reitze, welche auf jeder vortheilhaften Bildung sichtbar werden müssen,

Gewisse Himmelsstriche sind unfruchtbar, um regelmässige Schönheiten hervorzu-
bringen, und man begreift da unter Schön-
heit nicht dasjenige, was wirklich schön,
sondern was am wenigsten häßlich ist.

Die Eigenschaften des Geistes gewähren
ein noch reizenderes Schauspiel als die Ei-
genschaften der äußern Gestalt; und nur Haß
oder Neid vermögen uns gegen dasjenige
Vergnügen unempfindlich zu machen, das ein
lebhafter, durchdringender Verstand, der mit
dem ersten Blicke die Wahrheit auffasst, oder
eine glückliche Einbildungskraft gewährt, die
von der Wahrheit ein interessantes Gemälde
entwirft.

Die Grazie erscheint in einem noch
reizenderen Lichte, als die körperliche Schön-
heit, indem sie den Geist gleichsam in einem
durchsichtigen Schleier zeigt. Sie ist da an-
zutreffen, wo sich ein genaues und regel-
mässige-

mäßiges Verhältniß der Attitüde *), der Gebärden, der Bewegungen, des Ausdrucks und der Gedanken, mit dem vorgeletzten Zwecke finden läßt; und sie wird in eben dem Grade angenehmer seyn, als die übereinstimmendsten Mittel mit größerer Leichtigkeit aufgefunden zu seyn scheinen.

Aber in einem so glänzenden Lichte auch die Schönheit des Geistes erscheint, so wird sie doch immer von der Schönheit des Herzens verdunkelt werden, und die sinnreichsten Einfälle werden sich unserm Blicke nie in den lebhaften Zügen darstellen, in welchen ein entschlossenes, uneigennütziges und wohlwollendes Herz sich abmahlen wird. Die Zuschauer in unseren Schauspielhäusern erwiedern durch lauten Beifall die Entschlos-

D 5

sen-

*) Ich trage nicht im mindesten Bedenken, dieß französische Wort beizubehalten, da ein Wieland es mit der Erklärung aufgenommen hat, daß der ganze Sinn desselben durch keinen einzigen Ausdruck der deutschen Sprache erschöpft würde.

fenheit des Oberpriesters, der nur die Gottheit fürchtet, und keine andere Furcht kennt; und das Menschengeschlecht wird in allen Jahrhunderten das Missvergnügen ehren müssen, das ein Titus empfand, wenn er einen Tag verlohren hatte, ohne Glückliche geschaffen zu haben.

Diese Züge des Herzens flößen uns zuweilen eine lebhafte Liebe gegen Verstorbene ein. Warum besitzen die Parallelen des Plutarch vor größeren Geschichtsbüchern den wichtigen Vorzug, daß man sie immer, so oft man sie liest, zum erstenmahl zu lesen glaubt? Gewiß nur darum, weil dieser Schriftsteller hier gleichsam eine Geschichte edler Empfindungen liefert.

Einige Philosophen, welche durch ihre Kenntniß des menschlichen Herzens berühmt geworden sind, scheinen gleichwohl der Meinung gewesen zu seyn, daß jenes Reitzende, wodurch ein schönes Herz so mächtig auf uns wirke, im Grunde nichts anderes sey, als eine geheime, aus der Selbstliebe entstehende Freude, indem wir bei Andern Eigenschaften entdeckten, welche un-
serem

ferem Privatvortheile günstig wären. Aber ein Verräther ist ehrlos, selbst in den Augen derjenigen Nation, welche er durch seine Untreue rettete. Ein Verschwender wird sich selbst in den Augen desjenigen lächerlich machen, welchen er mit seinem Untergange bereicherte. Ein Uebekannter hingegen, ja selbst ein schon Verstorbenen, wird uns auch dann durch eine tugendhafte Handlung Freude verursachen, wann wir vollkommen überzeugt sind, daß diese Handlung uns niemals Vorthelle zuführen kann; und es ist selbst nicht unmöglich, daß unser Feind uns zu eben der Zeit durch seine GröÙe entzückt, wann er uns Schrecken einjagt.

Es verhält sich mit der Schönheit des Herzens, wie mit der Schönheit des Körpers: sie charakterisirt sich durch solche Eigenschaften, die, ihrer Natur nach, das Dasein desjenigen sichern, der sie besitzt. Was ist wohl vortheilhafter für uns, bei unserer schwachen Natur, als andere Menschen durch unsere Herzensgüte in unser Interesse zu ziehen, in den größten Gefahren ganz
die

die Gegenwart des Geistes zu behalten, und in dem Schoosse unserer eigenen Fähigkeiten einen Reichthum und eine Gröfse zu finden, die unabhängig vom Schicksale ist?

Aber wann es wahr ist, dafs die Schönheit des Körpers, des Geistes und des Herzens Eigenschaften ankündigt, welche demjenigen, der sie besitzt, vortheilhaft sind, warum gewähren diese Eigenschaften einem Herzen Vergnügen, dem sie ganz fremde sind?

Bewundern wir hier die Weisheit und Güte des Urhebers unserer Natur!

Wenn wir unsere Augen auf die Schwäche der menschlichen Natur in der Kindheit, in Krankheiten, im einsamen Leben und im Alter, auf seine Talente zu Wissenschaften und Künsten, auf seine Liebe für Achtung, Lob, Freundschaft und Gesellschaft, richten: so werden wir uns bald und vollkommen überzeugen, dafs es die Bestimmung des Menschen war, in Verbindung mit Menschen zu leben, und dafs ihn geheime Bande
fest

fest an diejenigen fesseln, die um ihn sind. Was dürfte nun in dieser Lage für uns wohl wichtiger seyn, als mit einem Blicke diejenigen unterscheiden zu können, deren Umgang uns nützlich, und deren Umgang uns schädlich seyn würde. Werden wir leichenähnliche Farben, einen verkehrten Geist und ein schwarzes Herz gewahr: so werden diese Eigenschaften, die ihren Besitzer unglücklich machen, und für denjenigen gefährlich seyn können, der sich ihm nähert, durch ihre Häßlichkeit unangenehm auf uns wirken, und uns, gleichsam als ein lauter Ruf der Natur, die warnende Erinnerung geben, gegen einen bedrohenden Feind auf unserer Hut zu seyn. Eine glückliche Bildung der Organe hingegen, Scharfsinn des Geistes und Schönheit des Herzens können, indem sie ihren Besitzer beglücken, auch zu dem Glücke dererjenigen beitragen, welche mit ihm Umgang halten. Glänzende Züge verschönern unseren Augen diese Eigenschaften Anderer, und versichern uns, daß sie uns, nach den verschiedenen Umständen, in welche wir kommen werden, vortheilhaft seyn können;
und

und es ist wahrscheinlich diese wohlthätige Aufmerksamkeit der Natur, welche diejenigen mit Verachtung strafte, die, statt diesen Fingerzeig der Gottheit in der Schönheit des Herzens zu erkennen, in dem Wahne standen, daß diese Schönheit sich auf die von der Eigenliebe angestellten Beobachtungen gründe; als ob der lebhafte Eindruck, den sie auf uns hervorbringt, eine andere Betrachtung aufkommen lassen könnte.

Die sittliche Schönheit, diese edelste Blume der Humanität, was ist sie anders, als Schönheit des Herzens, die durch den Wandel an den Tag gelegt wird? Wenn in den Werken der Kunst das Verhältniß der Mittel zu einem Zwecke hinreichend ist, um sie als schön darzustellen, welch ein weit reitzenderes Schauspiel müssen nicht die Handlungen des Tugendhaften unserem Blicke vorführen, welche in dem genauesten Verhältnisse mit einem Zwecke stehen, der mit den Talenten des Tugendhaften, mit seinem Zustande, mit der Glückseligkeit aller derjenigen, die um ihn sind, und folglich auch mit seiner eigenen

nen

nen Glückseligkeit, vollkommen übereinstimmt. Welch ein empörend häßlicher Anblick hingegen, wenn Gerechtigkeit und Freundschaft dem Eigennutze hingeschlachtet wird, wenn der Mensch durch die Gegenstände seines Strebens seine Würde verläugnet, wenn er sich blindlings den Eingebungen eines weit getriebenen Verdachtes in die Arme wirft, und wenn er immer seine Grundsätze verändert!

Tournant au moindre vent,
tombant au moindre choc,
Aujourd'hui dans un casque et
demain dans un froc *).

Diotima, so berühmt durch das, vom Sokrates erhaltene, Lob, hatte also sehr Recht, gegen ihn zu erinnern, daß die Schönheiten der Natur und Kunst, nur als verschiedene Stufen anzusehen wären, die zu einer erhabnern Schönheit führten. Laßt uns unsern
Ge-

*) Drehen kann ihn jedes Lüftchen,
Zum Fallen bringen jeder Stofs;
Heute trägt er eine Kutte,
Und Morgen einen Federhut!

Geschmack für Schönheit läutern, bereichern, vervollkommen. Weisheit ist ein Zweig derselben; denn tugendhaft seyn, heist nichts anders, als der moralischen Schönheit die ihr gebührende Liebe und Verehrung bezeigen.

Diese Schönheit des Geistes und Herzens ist es, die durch ihre Vereinigung die so vortrefliche, seltene, nur unvollkommen durch den Ausdruck Urbanität ange deutete Eigenschaft hervorbringt, welche in den meisten Werken des Plato und Cicero so sehr hervorleuchtet; jene edle Feinheit, die ohne Geschmacklosigkeit billigt, ohne Eifersucht lobt, ohne Bitterkeit scherzt, mehr muthwilliger und scherzhafter als boshafter Weise lächerlich macht; die bald durch das Salz der Ironie, bald durch Eleganz des Ausdrucks über die ernsthaftesten und trockensten Gegenstände eine gewisse Anmuth verbreitet, vom Ernst leicht zur Fröhlichkeit übergeht, sich verständlich zu machen weiß, selbst wenn sie ihre Gedanken will errathen lassen, Geist zeigt, ohne es mühsam darauf anzu-

anzulegen, und tugendhafte Empfindungen
in die Sprache und in Farben einer süßen
Freude einkleidet.

Der Ausdruck der Mienen und des ganzen Menschen vereinigt zuweilen unter denselben Gesichtspunkt alle verschiedenen Arten von Schönheit. Dieses ist die genaue Uebereinstimmung des ganzen Umrisses einer Person mit den charakteristischen Bewegungen des Temperamentes , des Geistes und Herzens.

Ein kraftvoller Blick kündigt eine glückliche Organisation, ein feuriger eine glückliche Mischung der Säfte, ein feiner einen hellen Verstand, ein sanfter schmeichelhafte Zuneigung, ein edler erhabene Denkart, und ein zärtlicher Blick sichere Erwidderung der Freundschaft an.

Alle diese verschiedenen Arten des Ausdrucks, sind nicht nur durch die Eigenschaften, die sie anzeigen, sondern auch durch die Empfindungen angenehm, welche sie in dem Beobachter dieser Züge erwecken, und
E welche

welche nach ihrem geheimen Verhältnisse zu unserem besondern Zustande stärker oder schwächer sind.

Die Thiere, welche durch ihre Schönheit Eindruck auf uns machen, verdanken dieß vorzüglich dem Glanze ihrer Farben, der Anmuth, die sie in ihren Bewegungen, und den Empfindungen, die sie durch ihre Züge zu verrathen scheinen.

Sechstes Kapitel.

Jeder Gegenstand, der uns einen Beweis von unserer Vollkommenheit giebt, wird von innigem Vergnügen begleitet.

Bis jetzt betrachtete ich diejenigen Gegenstände, welche durch sich selbst Vergnügen gewähren. Es giebt aber auch Gegenstände, welche nur durch ihr Verhältniß mit jenen ersten angenehm sind. Von der Art ist auch die Vollkommenheit.

Die Vollkommenheit nimmt unter allen Gütern, die uns durch ihre Versprechungen schmeicheln, den ersten Rang ein. Sie ist gleichsam das Unterpfand der Glückseligkeit. Ein geheimer Reitz wird alles dasjenige begleiten, was uns von ihrem Besitze überredet.

der. Aber wir bilden diese so interessante Idee, nach Gefallen, aus den verschiedenen Materialien, welche uns von der Erziehung, vom Temperamente, von der Gesellschaft, von unseren eigenen Bemerkungen dargeboten werden; wir bilden sie gewöhnlich durch eine Zusammensetzung zufälliger und fremder Eigenschaften, welche uns der Eigensinn des unbeständigen Glücks bald giebt, bald nimmt: ein grober Irrthum, über welchen die Vernunft leicht zu triumphiren vermag, und welcher gleichwohl fast immer, selbst auch über den vernünftigsten Menschen, den Sieg davon trägt.

Es ist ein Hauptgegenstand der Moralphilosophie, unsere Begriffe über diesen Punkt aufzuklären.

Confucius und Zeno setzten die Vollkommenheit in den der Natur unseres Wesens angemessenen Gebrauch unserer Fähigkeiten. Wir sind mit Vernunft begabt, sind bestimmt in Gesellschaft zu leben, sind also vollkommen, wenn die Wahrheit unser

Ur-

Urtheil, und Gerechtigkeit unsere Handlungen leitet.

Pythagoras, Sokrates und die Theologen aller Religionen urtheilten, daß die Vollkommenheit des Menschen sowohl, als die Vollkommenheit jedes anderen, von einem vernünftigen Wesen hervorgebracht, Werkes, durch das Verhältniß seiner Eigenschaften mit dem Zwecke seines Schöpfers, bestimmt würde.

Nach Epikur endlich ist der Mensch vollkommen, wenn seine Denk- und Handlungsart so beschaffen ist, daß sie ihn auf dem kürzesten und sichersten Wege zu dem Ziele seines Strebens, zur Glückseligkeit führt.

Alle diese verschiedenen Gesichtspunkte, aus welchen die Vollkommenheit betrachtet worden ist, fließen in einander, und müssen sich vereinigen lassen.

Die Vollkommenheit besteht in dem Besitze derjenigen Eigenschaften des Körpers, des Geistes und Herzens, die uns in den

Stand setzen, uns eine wahre, dauerhafte Glückseligkeit zu verschaffen, welche mit den, gleichsam in die Natur unseres Wesens niedergeschriebenen, Absichten unseres Urhebers übereinstimmend ist.

Wir sind um so viel vollkommner, als unser Körper weniger Stoff zu Krankheiten mit sich führt, und als er fähiger ist, die ihm vorgeschriebenen Bewegungen zu verrichten; als unser Geist, der Gefahr zu irren weniger ausgesetzt, leichter die Wahrheit begreifen und entwickeln kann; als endlich unser Herz weniger Empfänglichkeit zum Misvergnügen, zum Kummer und zur Unruhe besitzt, und als es fähiger ist, den Willen nur nach deutlichen und sicheren Urtheilen zu bestimmen, die eine wahre und dauerhafte Glückseligkeit zum Gegenstand haben.

Aber laßt uns diess wahre und dauerhafte Glück nicht auf einen Zeitraum weniger Jahre einschränken! Die innere Empfindung muß jedes denkende Wesen überzeugen, daß es untheilbar und einfach, folglich unsterblich sey,

sey. Die Aussicht in eine selige Zukunft soll also immer den wichtigsten Theil unserer gegenwärtigen Glückseligkeit ausmachen.

Aus dem Begriffe von Vollkommenheit entlehnt die Freundschaft ihre Seligkeiten. Epikur und andere Philosophen waren der Meinung, daß die Freundschaft ihren Grund in unserem Unvermögen hätte, uns, ohne Beeinschränkung Anderer, die nothwendigsten Güter des Lebens zu verschaffen. Aber wenn gleich oft ein niedriges Gewerbe des Interesse den ehrwürdigen Namen der Freundschaft entheiligt: so giebt es doch eine Freundschaft, die edlere Zwecke beabsichtigt, die nicht sowohl auf fremde Dienstleistungen, als vielmehr auf Beweise von Vollkommenheit ihr Augenmerk richtet. Die Wohlthaten des Claudius — sagt Passienus — sind mir mehr werth, als seine Freundschaft; aber die Freundschaft des August war mir theurer als seine Wohlthaten *),

E 4

Der

*) Senec. Lib. 10, de Benef.

Der Reitz der Gröſſe beſteht nicht, wie **Pascal** geglaubt zu haben ſcheint, darinn, daß er die Groſſen verhindert, an ſich ſelbſt zu denken, ſondern iſt wohl vielmehr darin gegründet, daß alles, was die Groſſen umgiebt, unaufhörlich dahin arbeitet, den Begriff, den ſie von ihrer Perſon haben, zu verſchönern.

Der größte Theil der Laſter würdiget uns dadurch herab, daß er uns ſchmeichelt. Wir ſchränken uns darauf ein, die innere Selbſtzufriedenheit, welche doch nur die Frucht wahrer Vollkommenheit ſeyn ſollte, aus einer anſcheinenden Vollkommenheit zu ſchöpfen. Wie eitel wir ſind! Ein Phantom iſt ſchon hinreichend, um die lebhaftesten Eindrücke auf uns hervorzubringen, und alles dasjenige, was nur die Außenseite von Kraft, oder Geſchicklichkeit, oder Vortrefflichkeit annehmen kann, vermag ſich mit bezaubernden Reitzen unſerem Blicke zu zeigen.

Dieſe chimäriſche Vollkommenheit iſt es, die der Rache ſcheinbar genug einen Werth

Werth beilegt. Aristoteles hat durch mehrere Thatfachen bewiesen, daß die Wuth eines, gegen mehrere Feinde gleich heftig aufgebracht, Menschen, dann auch gegen die übrigen befänftiget wird, wann sie nur gegen einen derselben vollkommen genommen ist. Er hat nun seine Macht in einem glänzenden Lichte gezeigt, und ist also nun weniger begierig, sie durch einen zweiten Beweis an den Tag zu legen.

Der Stolz aber hat, um uns zu schmeicheln, dem Auge keine glänzenden Wirkungen der Vollkommenheiten vorzuhalten nöthig. Alles dasjenige, was andere Menschen erniedrigt, wird uns gewissermaßen durch jene Vergleichung erhöhen, die wir sogleich zwischen ihrem und unserem Zustande anzustellen bereit sind. Ihre Fehler, oder ihr Unglück werden Gegenstände des Lachens für uns, um so weniger sie Gegenstände des Mitleidens sind. Die Natur hat uns gegen das Unglück unserer Nebenmenschen Mitleiden eingeflößt, wenn es beträchtlich ist; scheint es aber nur geringe zu seyn, so wird

uns diese Art von Erhabenheit über sie Vergnügen gewähren, weil sie uns angenehm glauben macht, davon ausgenommen zu seyn.

Das würde das Vergnügen aus der Gesellschaft verbannen heißen, wenn man aus ihr den unschuldigen Scherz entfernen wollte, den man sich muthwillig über kleine Fehler erlaubt; eine Gerechtigkeit, die man auszuüben gleichsam schuldig zu seyn scheint. Aber Wehe denen, die sich über Unvollkommenheiten eines Andern aufhalten mögen. Diese bosshafte Neigung erweckt wahres Mitleiden gegen solche Menschen. Ist man reich, wenn man es nur in Vergleichung mit der Armuth eines Andern ist?

Unsere Vollkommenheit gründet sich mit allem Erkennbaren auf die nemlichen Beweise; sie offenbaret sich uns nicht nur durch die Stimme des inneren Bewusstseyns, sondern auch durch die Stimme der Autorität.

Unab-

Unabhängig von jedem Motiv des Interesses wünschen wir den Beifall und die Werthschätzung derjenigen Menschen, mit welchen wir leben. Kaum wagt es die Eigenliebe, sich selbst Beifall zu geben, wenn sich nicht auch ein fremder Ausspruch mit ihrem Urtheile verbindet. Dieser Durst nach Achtung steht mit der Grösse und dem Umfange der Talente in natürlichem Verhältnisse, und ein grosser Geist und ein erhabenes Herz fühlt sich daher gedrungen, nach Zeugnissen seiner Vortrefflichkeit in dem Urtheile der Menschen aller Himmelsstriche und Jahrhunderte zu trachten. Wahr ist es, daß man von einem Weisen — wenn es anders einen giebt, der ganz dieses Namens würdig ist — sagen kann, was der älteste Tragiker von einem seiner Helden behauptet: Zufrieden, der Achtung würdig zu seyn, strebt er nicht, es Andern zu scheinen. Aber er kann diesen natürlichen Trieb nach Ehre nur dann befriedigen, wenn er ihm ein höheres Ziel, als die anderen Menschen, festsetzt: er will auch selbst den Beifall der Gottheit,

Die

Die Hochachtung schmeichelt uns aber nicht nur durch den günstigen Begriff, welchen sie von unseren persönlichen Eigenschaften in uns erweckt, sondern auch dadurch, daß sie uns überredet, unsere Glückseligkeit würde von den übrigen Menschen als ein Theil der ihrigen betrachtet. Wir sind in einer zu grossen Abhängigkeit einer von dem anderen, als daß nicht jeder Mensch unser Glück stören könnte, und daß nicht immer viele zu der Vermehrung oder Verminderung desselben beizutragen vermöchten. Und was wäre nun wohl angenehmer, in diesem Zustande der Schwäche, als ringsumher ein allgemeines Streben zur Befriedigung unserer Wünsche gewahr zu werden?

Aber wenn die Achtung des Anderen gegen uns nur durch die Glückseligkeit, welche sie uns verspricht, für uns anziehend wird: wie konnte man denn durch die Aufopferung seines eigenen Lebens nach ihr ringen. Die Geschichte hat Griechen, Römer, Chinesen verewigt, die sich freiwillig dem Tode weihten, ohne daß sie einen anderen Beweg-

weggrund dabei gehabt zu haben scheinen, als ihr Leben gegen das Lob der Nachwelt zu vertauschen. Durch welches ein Wunder konnten Menschen, die nur das gegenwärtige Leben gekannt haben, den Entschluß fassen, ihr Dasein hinzugeben, um glücklich zu seyn?

Die Hauptursache dieses Heroismus ist, dem Cicero zu Folge, eine geheime Hoffnung, noch selbst im Schoosse des Grabes sich seines Ruhmes zu freuen. Eine geheime und verworrene Ahndung von der Unsterblichkeit bringt selbst bei denjenigen Wirkungen hervor, die ihre Ideen von dieser Wahrheit nicht einmal bis zur Deutlichkeit entwickelt haben. Dieser Heroismus dürfte aber auch noch andere Ursachen gehabt haben. Es ist nicht unmöglich, daß jene berühmten Männer durch diese freiwillige Todeswahl eine größere Summe von angenehmen Empfindungen erlangten, als ihnen ein längeres Leben zu versprechen schien. Bewundert von ihren Freunden und Mitbürgern, überzeugt, daß die Nachwelt, ja selbst ihre Feinde, und
das

das ganze Menschengeschlecht sie bewundern müsse, diese dicke Wolke so vieler Bewunderer konnte für lebhaftere Imaginationen wohl ein Schauspiel hervorbringen, dessen, obgleich nicht lange währender, Zauber, ihnen mehr Werth zu seyn schien, als eine längere Reihe von angenehmen Empfindungen, die mit Bitterkeit und Sorgen gemischt wären.

Die Eigenschaften, welche uns vor anderen Menschen auszeichnen, sind nicht die einzigen, welche uns schmeicheln. Alles dasjenige, was uns die Vollkommenheit unserer Art beweist, bringt auf uns angenehme Eindrücke hervor.

Größe und Mannigfaltigkeit der Gegenstände, Erhabenheit in Gedanken und Empfindungen, scheinen ihre vorzüglichsten Reitze dem Beweise verdanken zu müssen, den sie uns von der Größe des Geistes geben; und wenn die Vorstellung eines Gegenstandes uns mehr in einem Gemälde und von der Hand der Kunst, als in einem ruhigen Wasser, gefällt: so kommt dies offenbar daher,
weil

weil das im Wasser abgebildete Gemählde nur unseren Augen schmeichelt, statt daß die Kunst des Mahlers oder Bildhauers durch die Belebung der Leinwand, oder des Marmors, auch noch dem Stolze unserer Eigenliebe durch eine Bemerkung schmeichelt, welche diese oft demüthigen sollte: was macht ein Mensch, das ein/anderer nicht auch zu machen vermöchte?

Sie-

Siebentes Kapitel.

Von den Modifikationen des Gehirns, welche
den angenehmen Empfindungen entweder
vorhergehen oder sie
begleiten.

Bis jezt suchte ich die Quelle des Vergnügens nur in dem Empfindungsvermögen, oder in den Organen der Empfindung auf. Ihren verschiedenen Modifikationen entsprechen immer gleichfortlaufende und verhältnismässige Veränderungen in dem Gehirne, von welchen sich die Spuren durch das Gedächtnis aufbewahren. Wird es uns möglich seyn, dieß Geheimnis zu ergründen? Hier scheint die Natur vorzüglich in einem Schleier eingehüllt zu seyn, welchen die Sterblichen niemals abziehen werden. Aber wenn wir uns
gleich

gleich der süßen Hofnung nicht überlassen dürfen, sie hier zu belauschen, so entsagen wir doch nicht dem Vergnügen, hier ahnden und muthmaßen zu können. Aus Mangel an Erfahrung trägt uns die Kunst des Vermuthens hier gütig ihre Fackel vor.

Bei jedem Blick in die Natur wird man bemerken, daß eine fruchtbare Simplicität den Charakter ihrer Gesetze bezeichne. Wir können also von dem Eindrücke, welcher auf unser Gehirn hervorgebracht wird, durch die Einwirkung urtheilen, welche auf die Organe der Sinne geschieht, da diese von dem Gehirne gleichsam abgeleitete Zweige sind. Ein Gegenstand, der angenehme Empfindungen gewährt, beschäftigt die Fibern des Gehirns, ohne sie zu schwächen, oder zu erschaffen. Schmerzhaft Eindrücke hingegen verwunden, und langweilige lassen in Unthätigkeit.

Aber jener Grad der Bewegung in den Fibern des Gehirns ist nicht die einzige Ursache dieses Vergnügens. Vorzüglich wird es durch das Verhältniß bewirkt, welches zwischen

F schen

schen den verschiedenen auf die Fibern hervorgebrachten Schwingungen herrscht. Die Theorie der Tonkunst, welche lehrt, daß die angenehmsten Akkorde diejenigen sind, deren Schwingungen zum öftersten harmoniren, hat die Physiker anzunehmen bewogen, daß diejenigen Farben, derjenige Geruch und Geschmack, dessen Mischung angenehme Empfindungen gewähre, auch die Organe der Sehkraft, des Geruchs und Geschmacks durch harmonirende und in Verbindung stehende Schwingungen beschäftige.

Sind wir nun nicht eben so sehr zu vermuthen berechtigt, daß Symmetrie, Reim, Proportionen, Nachahmung, genau übereinstimmendes Verhältniß der Mittel zum Zweck, und zu einem Hauptgegenstande, daß endlich die meisten Reitze, welche in den Werken der Natur und Kunst entzücken, auch auf die Fibern des Gehirns angenehme Eindrücke hervorbringen, weil sie hier verknüpfte, und sich gegenseitig Hülfe leistende Bewegungen veranlassen,

Warum

Warum aber wirken die Eigenschaften, welche die Schönheit des Körpers, des Geistes und Herzens ausmachen, selbst dann so angenehm auf uns, wann wir auch nicht die geheimen Verhältnisse der Nützlichkeit gewahr werden, welche doch ihr wahres Verdienst bestimmen? Hier springt, nach meiner Ueberzeugung, der große Plan des Urhebers unserer Natur ganz vorzüglich in die Augen, welcher dahin abzweckte, die Menschen, Trotz der sie theilenden Eigenliebe, so zu bilden, daß sie alle Glieder eines großen Körpers wären. Glück und Unglück theilen sie gewissermaßen mit einander, wenn nicht besondere Einrichtungen und Lagen Hindernisse in den Weg stellen. Eine empfindsame Person kann nicht zerrissene Glieder bei anderen Menschen gewahr werden, ohne an eben dem Theile des Körpers gleichsam ein Zurückprallen von dieser Verletzung zu empfinden; und wenn dieser Eindruck bei einem gröber organisirten Menschen weniger empfindlich und stark wirkt, so ist er gleichwohl nicht weniger wirklich vorhanden.

Die schmerzhaften Empfindungen sind nicht die einzigen, welche sich wie eine Art von Ansteckung verbreiten. Ein heiterer Sinn vermag sich auch denjenigen mitzutheilen, die sich in seiner Nähe befinden.

Es scheint also, daß jene vortreflichen Eigenschaften, aus welchen die Schönheit des Körpers, des Geistes und Herzens besteht, darum dem beobachtenden Zuschauer einen angenehmen Eindruck gewähren, weil sie in seinem Gehirne eine Schwingung hervorbringen, die darauf abzielt, ihm selbst diese Eigenschaften mitzutheilen, und die gewiß ihre Absicht ausführen würde, wenn nicht besondere Lagen und Umstände Hindernisse entgegensetzten.

Man hat von der Geometrie behauptet, daß sie bei dem Bau der Welten den Vorſitz eingenommen habe; und man könnte dieß bei der Zusammenſetzung und Einrichtung des Gehirns von der Harmonie behaupten. Welch ein Entzücken und welch einen Schauder vermögen nicht gewiſſe Melodien zu erwecken? Welche Begierde zum Tanzen flößt nicht

nicht die Tonkunst ein? Welche Wunder verrichtet sie nicht in der schnellen Heilung gewisser Krankheiten. Dieses Spiel der Gehirnfasern, das so leicht mit dem Saitenspiele eines Instruments harmonirt, kündigt es uns nicht an, daß unser Gehirn wirklich ein aus Saiten vieler nervigter Fasern bestehendes Instrument sey, das verschiedentlich gestimmt, und einer unendlichen Menge verschiedener Schwingungen fähig ist. Sie theilen sich ihre Bewegungen durch die Vermittelung der Augen und Ohren, und zwar um so stärker mit, je mehrere Saiten von ihnen übereinstimmende Schwingungen an-geben, oder je mehr die Saiten der einen Kraft haben, die Saiten der andern zu erschüttern.

Es giebt Seelen, welche sich bei dem ersten Blicke einander stärker ergreifen, als der Magnet das Eisen anzieht, und nichts ist der Leichtigkeit zu vergleichen, mit welcher diejenigen, die sich lieben, ihre Vorstellungen umtauschen. Die Saiten ihres Gehirns sind gleich gestimmt.

Es giebt gewisse Menschen , welchen die Natur eine Art von Oberherrschaft über ihres Gleichen gegeben zu haben scheint. Sie führen oft den kühnsten Muth und die mächtigsten Könige in Sklaverey. Man fragte Gemahlinn des Marschall von A n c r e , welche der Magie wegen angeklagt war, durch welche geheime Kraft sie über die Geister eine so große Macht ausüben könne. "Ich habe mich, gab sie ihren Richtern zur Antwort, nie anderer Mittel bedient, als welche die Ueberlegenheit starker Geister über andere selbst darbietet." Durch die Macht dieser geheimen Kraft wälzten Muhamed und Cromwell, jener Arabien, dieser England nach ihrem Gefallen um. Die Geschichte erzählt uns, daß ein jeder, der mit ihnen Umgang hielt, von ihren Grundfätzen bald eingenommen wurde. Die Fibern ihres Gehirns, welche der stärksten Erschütterung fähig waren, brachten leicht eine ähnliche Erschütterung in dem Gehirne desjenigen hervor, welcher sich ihnen näherte.

Aber durch welchen Mechanismus können die Schwingungen der Gehirnsfibern gleich-

gleichsam in ein fremdes Gehirn übergehen? Die sinnreiche Hypothese des Herrn von Mairan über die Fortpflanzung der Töne verbreitet einiges Licht über dieses Geheimniss. Der Ton kömmt zu uns, weil es Fibern eines sonoren Körpers, Theilchen der Luft, Fibern des Gehörs, und endlich Fibern des Gehirns giebt, welche, wie eine an einander hängende Kette, Saiten anschlagen, die sich ihre Schwingungen mittheilen. Man hat auch Grund zu glauben, daß sich, wenn der Zustand unserer Seele durch die Bewegungen des Körpers, durch die Farben des Gesichts, durch die Beschaffenheit unseres Auges, dieses Spiegels der Seele, gleichsam anderen Augen abgemahlt wird, eine Kette gleichgestimmter Saiten von unserem Gehirne bis zu dem Gehirne des Beobachters bildet, welche dem einen die Schwingungen der Fibern des andern zuführt.

Aus einem geheimen Verhältnisse mit der Einrichtung unseres Gehirnes entsteht die Sympathie und jeder sonderbare Geschmack, der uns an gewissen Gegenständen

ein besonderes Vergnügen finden läßt, welches den übrigen Menschen unsichtbar ist. Was uns vorzüglich gefällt, verdient darum nicht immer vorzüglich zu gefallen. Wenn man in tiefer Schwermuth versenkt ist, so liebt man nur dunkle Oerter, deren Nähe jede Freude vertilgt.

Nichts bringt einen angenehmeren Eindruck auf uns hervor, als was in den Fibern des Gehirns Schwingungen entstehen läßt, die in der Seele solche Empfindungen unterhalten, in welchen sie sich gefällt.

Ein neugebohrnes Kind scheint gleichsam der Auswurf des ganzen Universums zu seyn; und gleichwohl ist es der angenehmste Gegenstand für diejenigen, welchen es seine Geburt verdankt. Aber dieses vorzügliche Wohlgefallen ist nicht an seiner Person geknüpft. Nur in Gedichten und Romanen pflegt sich die Unterscheidungsgabe des elterlichen Instinkts zu äußern. Die zärtlichste Mutter könnte auch einen untergeschobenen Sohn als den ihrigen umarmen. In dem Ge-
hirne

hirne der Eltern scheint man also die Quelle dieser elterlichen Zärtlichkeit auffuchen zu müssen, welches von der Beschaffenheit ist, daß sie nicht anders als mit dem größten Vergnügen die Frucht ihrer Liebe betrachten können; eine Frucht, die aus ihrer eigenen Substanz gebildet, und von der Natur ihren Gesetzen unterworfen ist, die ihnen die Hülfe, mit welcher sie ihrer in zarter Kindheit warteten, in Krankheiten und im schwachen Alter wieder leisten, und endlich Erbe ihrer Nahmen, ihrer Güter, ihrer Ideen und Neigungen seyn wird.

Man müßte nun, um diese schwach angedeuteten Grundlinien einer Physik der Empfindungen ganz auszuzeichnen, den Haupttheil in dem Gehirne anzeigen, welcher, als der Sitz des Vergnügens und des Schmerzens, den Eindruck der benachbarten Gegenstände auffaßt, und folglich auf unsere Organe wirkt. Dieser Theil muß von einer festen Beschaffenheit seyn, weil sich hier nicht selten Charaktere eingraben, die selbst ein Zeitraum von vielen Jahren nicht auszu-

löschen vermag. Diese Nervenmembran muß die Enden jedes Empfindungsnerven auffassen und berühren, um von ihm alle verschiedenen Eindrücke zu erhalten; sie muß gleichsam den Ursprung jedes Bewegungsnerven beherrschen, um ihm diejenigen Bewegungen mittheilen zu können, welche den Schwingungen gemäß sind, die sie empfindet. Es scheint, daß diese verschiedenen Merkmale sich alle an der Membran auffinden lassen, welche von den Anatomen die weiche Hirnhaut (*pia mater*) genannt wird, und welche, nach Winslow, die ganze Masse des Gehirns umfaßt, fest mit ihr zusammenhängt, und durch viele Falten und Verdoppelungen eine große Menge von Wellenförmigen Scheidewänden hervorbringt, die sich an alle Erhöhungen (*gyri* und *sulci*) anfügen, und bis in das Innere der verschiedenen Höhlen des großen und kleinen Gehirns (*cerebrum* und *cerebellum*) dringen.

Wenn gleichwohl mehrere Beispiele zeigten, daß der Verlust eines beträchtlichen Theils

Theils der weichen Hirnhaut (*piae matris*) die Fähigkeit, zu empfinden, nicht im mindesten schwächte, so sollte man fast glauben, daß in dieser Nervenmembran nicht der Sitz des Empfindens wäre. Wie dem auch seyn mag, so kann einmahl das Ohngefähr bei einigen Unglücksfällen von dieser Art, über alle unsere Zweifel und Vermuthungen ein größeres Licht verbreiten.

Achtes Kapitel.

Von dem Verhältnisse, in welchem die Gesetze
des Empfindens zu unserer Erhal-
tung stehen.

Alle angenehmen Empfindungen lassen sich
auf zwei verschiedene Klassen zurückführen.

Einige sind gleichsam Geschenke der
Natur, die sich uns von selbst aufdringen
und allen unseren Bemerkungen vorhergehen.
Von dieser Art sind nicht nur die Vergnü-
gungen der Sinne, sondern auch der grösste
Theil der Freuden des Geistes und Herzens,
die Schönheit des Körpers, Geistes und Her-
zens, und die verschiedenen Reitze, welche
in den Werken der Natur und Kunst entzük-
ken. Sie begleiten alles dasjenige, was die
Orga-

Organe unserer Kräfte, ohne sie zu ermüden, beschäftigt. Diesen Organen haben wir jeden Augenblick unserer Erhaltung zu verdanken; und es war daher von der größten Wichtigkeit für uns, daß sich alles, was hier das Spiel der Fibern und der Bewegungen der Säfte begünstigt, durch Vergnügen auszeichnete.

Die andere Klasse begreift diejenigen angenehmen Empfindungen unter sich, welche ihr Daseyn unserer Denkart schuldig sind, und mit der Veränderung unserer Begriffe auch wieder verschwinden. Dieser strebt nur nach Unabhängigkeit, jener stimmt fürs Gehorchen — um befehlen zu können. Der eine findet sein Vergnügen daran, Schätze auf Schätze zu häufen, die ihm ganz unnütz sind, der andere Güter zu verschwenden, welche er nicht entbehren kann. Dieser Einfluß unserer Denkart auf unsere Vergnügungen charakterisirt ganz vorzüglich den Menschen.

Unser Herz überläßt sich anfangs allen und jeden Empfindungen, welche uns angenehm sind,

sind. Aber bald durch die Erfahrung belehrt, daß Vergnügen zuweilen auf Mißvergnügen, und Mißvergnügen auf Vergnügen folgt, ringen wir theils nach Empfindungen, welche uns die süssesten und dauerhaftesten, theils nach Eigenschaften, welche uns die schätzbarsten sind. Auf diese Weise bilden wir uns die Ideen von Glückseligkeit und Vollkommenheit, die in unseren Augen den Werth jedes anderen Gutes verdunkeln, und darum gewissermaßen die einzigen Güter sind. Das Vermögen, diese beiden wichtigen Ideen auf verschiedene Gegenstände anzuwenden, wird nicht selten schädlich für uns: aber es würde feindselig gegen den Menschen gehandelt seyn, ihn gegen die Eindrücke unempfindlich machen zu wollen, die sie auf ihn hervorbringen. Sie trösten uns im Unglück, beleben uns bei unseren Geschäften, und streuen Blumen auf die Pfade, die sie uns zu gehen ermuntern.

Ihnen verdanken wir die reinsten Freuden, alles, was den Ruhm und das Glück der Gesellschaft bewirkt, Wissenschaften und
Künste

Künste, jede Tugend; ihnen verdanken wir selbst unsere Erhaltung. Das Thier kennt fast kein anderes Bedürfniss, als sich der Nahrungsmittel zu bedienen, welche sich ihm darbieten. Der Mensch wird in der äussersten Dürftigkeit geboren, ohne Kleidung, ohne Obdach und fast ohne jede andere Nahrung, welche nicht die Frucht seiner Arbeiten wäre; seine einzige sichere Zuflucht ist jenes Vermögen, vermittelst der Bemerkungen über die Vergangenheit, Massregeln für die Zukunft zu fassen. Die Ideen von Vollkommenheit und Glückseligkeit sind gleichsam die Räder, welche ihn zu dieser wichtigen Aufmerksamkeit treiben, und folglich alle seine verschiedenen Fähigkeiten ins Spiel setzen.

Neuntes Kapitel.

Woher die so groſſe Verſchiedenheit des Geſchmacks, da doch die Geſetze der Empfindung für alle Menſchen dieſelben ſind?

Nachdem wir nun die Geſetze der Empfindung zu entwickeln verſucht haben, wollen wir unſern Blick auf die ſonderbaren Wirkungen richten, welche wir in der Verſchiedenheit des Geſchmackes entdecken, ob ſie gleichwohl alle dieſen Empfindungen ihre Entſtehung ſchuldig ſind.

Man möchte faſt behaupten, daſs bei den nemlichen nördlichen oder ſüdlichen Völkern, bei den nemlichen Nationen, welche Ein Arm des Meers, oder Eine Gebirgskette

kette absondert, ja selbst bei Personen einer und derselben Familie, die Quellen der Vergnügungen und Lustbarkeiten ganz verschieden sind. Was diesen die größte Augenweide, die süßeste Musik ist, und vorzüglich ihrem Verstande gefällt, erregt nicht selten die unangenehmsten Empfindungen bei andern Menschen.

Die Verschiedenheit der Organe ist ohne Zweifel als die Hauptursache dieser verschiedenen Wirkungen zu betrachten. Zarte und feine Augenfibern lieben, zum Beispiel, die violette Farbe mehr, als Orange, weil, wie man durch die Erfahrungen eines Newton weiß, Violet eine mit schwächern Lichtstrahlen wirkende Farbe ist; da hingegen Orange bei allen denjenigen den Vorzug erhalten wird, deren Augenfibern von einer festen, und stärkeren Beschaffenheit sind.

Töne, die einem Volke von feinem Gehöre rauh und unangenehm klingen, bringen auf den gröber organisirten Menschen keinesweges diesen Eindruck hervor, Petrarka

G

er-

erzählt uns von einem Menschen, der mehr durch das Concert der Frösche, als durch den melodischen Gesang einer Nachtigall bezaubert wurde. Wahrscheinlich waren seine Gehörnerven so in einander verwachsen und fest, daß eine Reihe schmetternder und gellender Töne sie, ohne zu ermüden, erschütterte.

Die Natur zeigte vielleicht eine größere Mannigfaltigkeit in der Bildung des Gehirns, als in der Einrichtung der Sinnesorgane. Welch ein Unterschied zwischen dem Feuerkopfe eines Indianers, und dem Eiskopfe eines Lapländers! Der Eindruck desselben Gegenstandes auf so verschiedene Substanzen muß nothwendig verschieden seyn. Auch die Deklamation darf bei den Bewohnern des Südens, um angenehm zu seyn, weit mehr Leben äußern, als bei den nördlichen Völkern, weil sie mit ihrer weit lebhafteren Empfindungsart übereinstimmen muß.

Auch die Grenzen, oder der Umfang der Kenntnisse sind als Ursachen des sonderbaren Geschmacks anzusehen.

Einige

Einige werden bei der Betrachtung eines Gegenstandes bloß durch die wahren und eigenthümlichen Reitze desselben afficiert, da hingegen andere sich ganz dem Eindrücke überlassen, der auf sie durch den bemerkten Mangel einiger Schönheiten hervorgebracht wird.

Die Egyptier bewunderten in den Werken der Baukunst vorzüglich Gröfse; die Gothen suchten vorzüglich Mannigfaltigkeit auf. Kunstverständige Baumeister würdigten beide Eigenschaften in ihren Werken, wußten sie zu vereinigen, und in schöne Verhältnisse zu setzen.

Mit der Tonkunst verhält es sich wie mit der Baukunst. Hier wird nur eine kühne und gelehrte Komposition, dort nur eine treue Nachahmung der Natur geschätzt. Der große Musiker schließt weder diese, noch jene Schönheit aus, und weiß zur gehörigen Zeit die widerstrebendsten Dissonancen zu bändigen, um eine Harmonie aus ihnen hervorzulocken. Vorzüglich wird er Empfindungen zu erregen suchen, und nur dann der Vollkommenheit seiner Kunst hinangestrebt zu haben

glauben, wenn er das Ohr zu schmeicheln und auch das Herz zu lenken wufste.

Glücklich die Nationen, unter welchen Männer aufstehen, die mit der Fähigkeit ausgerüstet sind, jede Schönheit zu entdecken, aufzufassen und regelmässig darzustellen! Man möchte fast sagen, daß eine karge Hand solche Geister nur in sehr grossen Entfernungen pflanzt. Ihre Werke, die Früchte eines vorzüglich ausgebildeten Geschmacks, werden dann Schöpfer des guten Geschmacks bei ganzen Völkern, das Modell der Vergleichung, und das Kriterium der Beurtheilung; und so wird der Gegenstand einer bisherigen allgemeinen Bewunderung nicht selten mit seinen Reitzen verschwinden, und der Vergessenheit überliefert werden. Gieb zwei Menschen, von welchen der eine Wärme, der andere Kälte empfindet, lauliches Wasser, und dasselbe Wasser wird jenem kalt, und diesem warm erscheinen müssen, wenn gleichwohl die Gesetze der Empfindung für beide dieselben sind. Nur das Kriterium der Ver-
glei-

gleichung ist verschieden: der eine beurtheilt die Beschaffenheit des Wassers nach seiner kalten, der andere nach seiner warmen Hand,

Im dreizehnten Jahrhundert waren die schönen Künste in Europa gänzlich ausgestorben. Die Obrigkeit zu Florenz faßte — wie uns Vasari *) erzählt — den Entschluß, die berühmtesten Mahler, so kostspielig es auch seyn möchte, aus dem Innern Griechenlands kommen zu lassen; und ihre Gemählde wurden in der Folge die Führerinnen bei den Werken der Kunst. Cimabue wurde ihr Schüler, und sammelte alle die wenigen Ueberreste jener Meisterwerke eines Parrhasius und Apelles; und in kurzer Zeit übertraf er nicht nur seine Lehrer, sondern verdunkelte sie völlig. Schon trug man — wie man aus dem Dante **) sieht — nicht im mindesten Bedenken, die Kunst durch ihn auf dem Gipfel ihrer Größe

G 3

erho-

*) Th. I. S. 2.

**) In dem eilften Gefange des Fegefeuers.

erhoben zu sehen, als Giotto, ein Zögling des Cimabue, die glänzendsten Beweise ablegte, daß die Kunst unter seinem Lehrer noch keinesweges zu ihrer endlichen Vollkommenheit gediehen sey; und seine Werke wurden nun durchgängig als die vollendetsten bewundert. Petrarka *) Dante **) und sein Ausleger sind uns hierüber die vollgültigsten Gewährsmänner. Aber Cimabue und Giotto wurden von Michael Angelo und Raphael weit übertroffen; jedoch ist man zu glauben berechtigt, daß wir den beiden erstern Künstlern diese ihre berühmteren Nachfolger zu verdanken haben.

Wir wollen also nicht über die Mahler der Chinesen oder Indier spotten; denn vielleicht würden noch unvollkommnere Gemälde, als die ihrigen, Gegenstände unserer Bewunderung seyn, wenn nicht ein glückliches Ohn-

*) In seinem Testamente und in dem fünften Buche seiner Briefe.

**) In dem eilften Gesange des Fegefeuers.

Ohngefähr zu gleicher Zeit in Florenz Männer, welche einen so grossen Entschluss zu fassen vermochten, und Künstler aufstehen liess, welche die ihnen angebotenen Hülfsmittel weise zu benutzen verstanden.

Grobe Vorstellungen gewisser im alten oder neuen Testamente vorkommender Begebenheiten gefielen unseren Alten, die keine besseren Gemähde kannten. Mit gutem Grunde hätten die Chinesen ihnen damals Mangel des Geschmacks vorwerfen können, und vielleicht würden zu seiner Zeit die Bewunderer eines Lopez de Vega und Shakspeare gleich gerechten Tadel erhalten haben. Aber während die Chinesen, Spanier und Engländer die Empfindungen einer edeln Grösse, wohl dialogisirte Scenen, und solche Gemähde vorzüglich bewundern, in welchen Leidenschaften stark ausgedruckt sind, betrachten diejenigen, welche sich nach den Werken alter und neuerer Sophoklesse gebildet haben, nur mit Widerwillen jene fehlerhaften Schauspiele, in welchen die grossen Schönheiten einzelner Theile durch

die Unregelmäßigkeit des Ganzen, wovon sie Theile sind, entsteht werden.

Auch die Anlagen des Herzens können, indem sie von der Einsicht des Geistes unabhängig sind, allein schon eine Verschiedenheit des Geschmacks hervorbringen. Der Neid — der grämliche Bewunderer der Todten — haßt die Lebendigen, und würdigt die Künstler vor einander herab. Ist man hingegen kein Nebenbuhler seiner Zeitgenossen und Mitbürger, so wünscht man sie gerne auf den Gipfel der Vollkommenheit zu erheben, und schmeichelt sich, die Lorbeeren mit ihnen zu theilen, die man ihnen weiht.

Auch der Ehrgeitz bestimmt zuweilen den Ruhm der Künstler, und den Werth ihrer Werke. Die Römer schätzten nur diejenigen Talente, welche sie in den Stand setzten, entweder in ihrem Freistaate zu herrschen, oder über benachbarte Völker zu triumphiren *); und eine gewisse Abgeschmack-

*) Cicero 6. Ver.

Schmacktheit und Kleinlichkeit der Seele stellte ihren Augen Gemählde und Statüen als hässlich dar, welche einem Griechen die lebhafteste Bewunderung abnöthigen konnten. So vermögen *Leiden*schaften zu wirken, wenn sie das Herz einnehmen; sie entstellen alles, was nicht mit ihrem Gegenstande in genauem Verhältnisse und in Verbindung steht.

Zuweilen haben auch die Grundsätze der Religion Einfluss auf den Geschmack. Die vollkommensten und kunstvollsten Statüen sind für einen ächten Mahomedaner nur hässliche Götzenbilder.

Zehntes Kapitel,

Die Gesetze der Empfindung sind das Werk einer weisen und wohlthätigen Macht.

Seitdem man angefangen hat, Anatomie zu studieren, hat man gefunden, daß die Grösse jedes Muskels mit der Grösse des Knochens, an welchem er befestiget ist, in Verhältniß steht. Einige Anatomen machten, durch dieses Verhältniß in Erstaunen gesetzt, den Anhängern des Epikurischen Systems den Einwurf, daß, wenn eine blinde Macht dieses bewegliche Gebäude des thierischen Körpers errichtet hätte, die Kraft jedes Bandes, das ihn tragen und beweglich machen sollte, nicht in ein so genaues Verhältniß zu der Schwere jedes Knochens gesetzt seyn würde.

Die

Die Epikuräer antworteten auf diesen Einwurf, daß diese Bänder von Natur nicht unterschieden wären, sondern daß nur diejenigen, die man am meisten bewege, am fleischichtsten, so wie diejenigen Menschen, welche die meisten körperlichen Uebungen anstellten, am stärksten würden.

Dies ist die einzige aber leicht zerstöhrbare Verschanzung des Atheismus. Galen *) nahm ihm auch diese mit leichter Mühe weg, indem er an Kindern, die eben aus dem Schooße ihrer Mütter herausgenommen waren, eben diese bestimmten Verhältnisse zeigte, die man bei den stärksten Athleten findet.

Die verschiedenen Arten der angenehmen Empfindungen geben uns einen eben so gültigen Beweis von dem Dasein der Gottheit. Sie sind durch natürliche Merkmale unterschieden, und es würde höchst ungeeignet seyn, diese Einrichtung einer blinden Ursache beilegen zu wollen.

Wann

*) Galenus, de usu partium.

Warum gefällt in den Werken der Kunst die Uebereinstimmung der Mittel zu ihrem Zwecke nur dann, wenn man Kenner ist? Warum kündigt sich diese Uebereinstimmung in der Gestalt der Menschen, der Thiere und Pflanzen, durch ein geheimes Wohlgefallen an, welches unserem Nachdenken darüber vorhergeht? Glauben wir denn, daß der Urheber unserer Natur nicht weiß, was er selbst uns offenbaret? Wollen wir denn dem Baumeister des Universums Weisheit absprechen, welcher uns durch angenehme Eindrücke, als durch eben so viele von seiner wohlthuenden Hand eingegrabenen Characktere, von den geheimen Verhältnissen unterrichtete, in welchen die verschiedenen Theile seiner Werke zu uns stehen?

Diese Merkmale sind mehr, oder weniger bestimmt, stärker oder schwächer, je nachdem das wichtig ist, was sie uns ankündigen sollen. Ein wohlgebildetes Gesicht bringt unter allen Gegenständen, welche unseren Sinnen sich darbieten, den angenehmsten Eindruck hervor. Aber die regelmässi-
sten

sten körperlichen Züge sind weniger reizend, als Anmuth des Geistes, welche aber von solchen Empfindungen und Handlungen wieder verdunkelt wird, die von Edelmuth und Stärke des Herzens zeugen.

Die körperliche Schönheit besitzt den Vorthail, unserm Blicke immer dargestellt zu seyn, dahingegen die Schönheit des Geistes und Herzens uns nur zuweilen erscheint. So oft aber diese verschiedenartigen Gegenstände uns zugleich erscheinen, werden ihre natürlichen Eindrücke, wenn Leidenschaften unseren Blick nicht trüben, sich immer nach derjenigen Ordnung bestimmen, die ich so eben auseinandergesetzt habe! Und so ist es denn also wahr, was uns die Natur lehrt und die Erfahrung bestätigt: daß die Schönheit des Geistes weit mehrere und begründetere Ansprüche auf Glückseligkeit erwirbt, als körperliche Schönheit, daß sie aber noch von der Schönheit des Herzens übertroffen wird. Es geschieht bisweilen, wegen der besonderen Anlagen unserer Natur, daß körperliche Schönheit auf uns einen lebhafteren

Ein-

Eindruck hervorbringt, als Schönheit des Geistes und Herzens, und uns dann anreizt, uns eine Art von Unsterblichkeit zu verschaffen, Die Erhaltung der Gattung nemlich war für den Urheber unserer Natur ein weit würdigerer Gegenstand seiner Aufmerksamkeit, als der persönliche Vortheil des Individuums.

Eben diejenige Weisheit also, welche die Schönheit des Körpers, des Geistes und Herzens unterschieden hat, unterschied auch ihre Eindrücke. Die Beschäftigung des Geistes gewährt mehr Vergnügen als die Beschäftigung des Körpers, und ist weniger angenehm, als die Beschäftigung des Herzens.

Noch ein Unterschied findet sich bei den Vergnügungen, der uns ebenso laut eine vernünftige Macht ankündigt. Wohlriechende Dämpfe, jene Werke der Baukunst und Malerey, die aus der Tonkunst, Poesie, Geometrie, Geschichte und einer wohlgewählten Gesellschaft quillenden Freuden, sind Güter, welche, ihrer Natur nach, von der Beschaffenheit sind, daß ihr Genuß zwar Vergnügen,
gen,

gen, ihr Mangel aber nicht Schmerz verursacht. Sie sind nicht vorhanden, um drückenden Bedürfnissen abzuhelpfen, sondern sie sind Freuden, die uns nur bereichern, und unser Glück vermehren sollen. Wie viele Menschen kennen sie beinahe gar nicht, und führen gleichwohl ein sehr angenehmes Leben! Selbst diejenigen, die für sie am meisten Empfänglichkeit haben, können sie verlieren, wenn sie nur solche zu ersetzen wissen. Nicht so verhält es sich mit anderen Arten von angenehmen Empfindungen. Ienes Gesetz, zum Beispiel, das uns zum Essen antreibt, schränkt sich nicht darauf ein, unsere Folgsamkeit zu belohnen; es bestraft auch unsern Ungehorsam. Der Urheber unserer Natur vertraute dem Vergnügen nicht allein die Sorge an, uns zu unserer Erhaltung zu reizen, sondern er zwingt uns auch durch ein kräftigeres Mittel, durch den Schmerz dazu.

Seine wohlwollende Vorsicht ist selbst in der verschiedenen Dauer der Empfindungen nicht zu verkennen. Diejenigen Empfindungen, welche durch das Gesicht und Gehör, durch
die

die Beschäftigung des Geistes und Herzens hervorgebracht werden, und welche eine gemälsigte Beschäftigung begleiten, scheinen sich uns beständig darzubieten. Sie füllen die Leere des Lebens aus, ohne im mindesten der Gesundheit nachtheilig zu seyn. Nicht so verhält es sich mit dem Vergnügen, das mit der Ernährung verbunden ist. Wenn die Dauer desselben sich weiter als auf das Bedürfnis erstreckt, so wird dieser unmäßige Genuß selbst die gesündesten Nahrungsmittel bald in das tödtlichste Gift verwandeln.

Das Vergnügen, das ein neugebohrnes Kind empfindet, verdient ganz vorzüglich unsere Aufmerksamkeit. Wie sollte man es ernähren können? Umsonst hat ihm die Natur in der Brust seiner Mutter eine heilsame Nahrung bereitet; denn wodurch wird man es dahin bringen können, diesen kostbaren Saft herauszuzaugen? Dieses Kind, noch einer jeden anderen Uebung seiner Kräfte unfähig, findet einen Gefallen daran, seine Lippen und kleinen Wangen so zu bewegen, daß
die

die für ihn bereitete Milch in seinen Mund fließen kann. Ermuntert durch den angenehmen Geschmack dieser Nahrung findet es dann ein neues Motiv, dieselben Bewegungen zu wiederholen. So verlebt es die ersten Tage seines Daseins entweder durch Schlafen, oder in dem Genuße des einzigen Vergnügens, für das es empfänglich ist; und dieses ungestaltete und unausgebildete Wesen, welches nur dem Schmerze leben zu können schien, lebt wahrlich nur für eine Reihe angenehmer Empfindungen.

Der Urheber unserer Freuden ist auch der Urheber unserer Leiden. Aus diesem Grunde haben einige Philosophen den Schöpfer des Universums, gleichsam um sich an ihm zu rächen, zu einer vernunftlosen Kraft herabgewürdigt, und in die Klasse der blinden Ursachen gesetzt. Bayle zeichnete sich unter ihnen vorzüglich aus. Hier ist sein *Raisonnement* in einem Auszuge:

“Wenn eine höchste Vernunft, sagt er, die Gesetze der Empfindung bestimmt und festgesetzt hätte, so müßte nothwendig allen

H

“Ge-

“Geschöpfen das Mafs von Glückseligkeit zu
“Theil werden, dessen sie fähig sind, und der
“Schmerz, vorzüglich der unnütze Schmerz,
“müßte gänzlich aus dem Universum ver-
“bannt seyn. Wozu dienen die Schmerzen
“eines Mannes, dessen Uebel unheilbar sind;
“wozu nützt die Qual einer Mutter, die in
“der Wüste gebiert?“

Dies ist der berüchtigte Einwurf, den Bayle auf hundert verschiedene Weisen in seinen Schriften wiederholt hat, und obgleich dieses Raisonnement beinahe so alt als der Schmerz selbst ist, so wufste dieser Schriftsteller es doch mit so vielen blendenden Beispielen auszurüsten, daß Philosophen und Theologen vor ihm, wie vor einem neuen Ungeheuer, erschracken. Iene riefen die Metaphysik zu Hülfe, diese retteten sich in die Unermesslichkeit des Weltalls, und zeigten uns, um uns wegen unserer Leiden zu trösten, eine unzählige Menge mit glücklichen Bewohnern erfüllter Welten. — Ich werde hier zu keinen von beiden meine Zuflucht nehmen, sondern mich darauf einschrän-

schränken, aus dem Einwurfe selbst einen Beweis für das Dogma zu ziehen, welches man angreift, und ohne andere Bemerkungen hier anzuführen, als die sich selbst schon einer geringen Aufmerksamkeit darbieten.

Die meisten Philosophen haben, anstatt ihre Vorstellungen nach den Gegenständen zu formen, die Gegenstände nach ihren Vorstellungen gebildet. Aus dem Winkel ihrer Studierstube drangen sie in die verborgensten Winkel der Natur, und durchliefen, gleich dem Helden des Cervantes, mit verbundenen Augen, auf einem hölzernen Pferde, das Universum, und wiesen einem jeden Wesen seine Natur und Verrichtungen an.

Bayle schlug diesen Weg bei seinem Philosophieren ein. Er verdrehte und mißbrauchte einige Ausdrücke der Theologen, um das ganze Geschäfte der Gottheit darauf einzuschränken, alle ihre Geschöpfe vollkommen glücklich zu machen; und nachdem er sich nun einen Götzen geschnitzt hatte, den weder Natur noch Religion anerkennen, vermochte er freilich dieses Werk seiner Hän-

de ohne große Mühe zu zerstören. Die natürliche Theologie ist ein Zweig der Naturwissenschaft; wenn wir also bei dem Studium derselben gegen Blendwerke und Täuschung gesichert seyn wollen, so müssen wir eben den Weg einschlagen, welchen man mit glücklichem Erfolge in jenen Naturwissenschaften betreten hat. Durch Beobachten müssen wir die Natur gleichsam befragen; und ihre Antworten müssen die Principien seyn, welche unsere Vernunftschlüsse begründen. Diesem Leitfaden wollen auch wir also folgen, und da stehen bleiben, wo er uns fehlen wird.

Man kann über den Urheber der Empfindungsgesetze zwei ganz wesentlich verschiedene Fragen aufwerfen: ist er ein vernünftiges, und ist er ein wohlthätiges Wesen? Diese beiden wichtigen Fragen in einer Untersuchung zu vermengen und zu verwirren, oder läugnen zu wollen, daß ein Wesen vernünftig sey, weil seine Güte unseren willkührlichen Neigungen und Wünschen nicht entspricht: diess würde gegen die
ersten

ersten Regeln der Logik verstoßen heißen. — Wir werden daher beide Fragen wohl von einander absondern, und bei unserer Untersuchung mit der erstern den Anfang machen.

Die Erfahrung lehrt uns, daß es blinde, das heißt, solche Ursachen giebt, die absichtlos ihre Wirkungen hervorbringen, und vernünftige, welche alles, was sie bewirken, auf einen gewissen Zweck beziehen, und zu diesem beabsichtigten Ziele in Verhältniß setzen. Man unterscheidet sie durch die Beschaffenheit ihrer Produkte; das richtige, übereinstimmende Verhältniß der Mittel zu dem festgesetzten Zwecke ist gleichsam das Gepräge und die sicherste Beglaubigung einer vernünftigen Ursache. — Dieses übereinstimmende Verhältniß nun ist in den Gesetzen der Empfindung nicht zu verkennen. Schmerz und Vergnügen haben beide einen gleichen Antheil, eine gleiche Beziehung auf unsere Erhaltung. Wenn das Vergnügen uns anzeigt, was uns nützlich ist, so erinnert uns der Schmerz an diejenigen Gegenstände, welche uns Schaden zufügen.

Ein angenehmer Eindruck begleitet und bezeichnet dadurch gleichsam diejenigen Nahrungsmittel, welche, ihrer Natur nach, sich in unsere eigene Substanz verwandeln; und die Empfindung jenes Hungers und Durstes verkündiget uns, daß durch die Transpiration und Bewegung ein Theil unseres Selbst verlohren gegangen sey, und daß es gefährlich werden dürfte, den Ersatz dieses Verlustes noch länger anstehen zu lassen. Setzen wir auf einen Augenblick den Fall, daß die unangenehmen Empfindungen uns nicht mehr, weder von gegenwärtigen, noch zukünftigen Uebeln benachrichtigen, so werden wir bald gewahr werden, daß mit der Verbannung des Schmerzens aus der Natur, der Tod freiere Hand haben würde, welcher sich dann, um alle Arten von Geschöpfe zu vertilgen, eben sowohl ihrer Uebel als ihrer Güter als Mittel hierzu bedienen würde.

Die Nerven sind darum über den ganzen Körper ausgebreitet, um uns zu unterrichten, was diesem vortheilhaft oder schädlich werden könnte, und die schmerzhaften Em-

Empfindung steht mit der sie zerstörenden Kraft in Verhältniß, damit man in eben dem Grade, als das Uebel heftig ist, eilen möge, die Ursache desselben wegzuräumen, oder ein Gegenmittel aufzufuchen.

Es geschieht zuweilen, daß der Schmerz uns ohne allen Vortheil von unseren Uebeln zu benachrichtigen scheint; nichts um uns her kann sie dann vermindern. Dieß kommt daher, weil es sich mit den Gesetzen der Empfindung eben so, wie mit den Gesetzen der Bewegung verhält. Die Gesetze der Bewegung bestimmen die Folge der Veränderungen, welche in der Körperwelt vorgehen, und leiten zuweilen Regen auf Felsen, oder auf dürre Geilde. Eben so nun bestimmen die Gesetze der Empfindung die Folge der Veränderungen bei lebendigen Wesen; und schmerzhaftige Empfindungen, die uns ohne Nutzen zu seyn scheinen, sind nicht selten, unserer zufälligen Lage wegen, eine nothwendige Folge davon. Aber diese anscheinende Nutzlosigkeit jener verschiedenen Ge-

setze in einigen besonderen Fällen, ist eine weit weniger unvollkommene Einrichtung, als es ihre beständige Veränderlichkeit gewesen seyn würde, die kein feststehendes Princip erlaubt hätte, um die Schritte der Menschen und Thiere zu leiten.

Die Absicht dieser allgemeinen Gesetze ist keinesweges, die Individuen unsterblich zu machen, sondern nur die Gattungen dadurch zu erhalten. Nun ist es aber in die Augen springend, daß die Gesetze der Empfindung wie die Gesetze der Bewegung mit dieser Erhaltung vollkommen übereinstimmen. Die Gesetze der Bewegung verschaffen an allen Orten und zu allen Zeiten allen Arten von Thieren dasjenige, was ihnen nothwendig oder nützlich ist. Die Gesetze der Empfindung bezeichnen ihnen diejenigen Gegenstände, die ihnen zuträglich seyn werden, und laden sie ein, diese aufzusuchen, zeigen ihnen aber auch an, was schädlich werden dürfte, und zwingen sie, sich davon zu entfernen, oder es von sich zu stoßen.

Welch

Welch eine erhabene Vernunft, die durch so einfache und fruchtbare Verhältnisse mit jedem Augenblicke den Schauplatz des Universums verändert, und ihn nichts destoweniger sich immer gleich erhält!

Die Gesetze der Empfindung stimmen aber mit dem ganzen Universum nicht allein darin überein, daß sie beide von einer vernünftigen Ursache zeugen; sondern was noch mehr ist, sie kündigen uns auch einen wohlthätigen Gesetzgeber an.

Die Güte charakterisirt sich vorzüglich durch ein aufmerksames Bestreben, Andern nicht nur das Nothwendige und Unentbehrliche, sondern auch das Nützliche und Angenehme zu verschaffen; und dieses Streben zeigt sich in den Gesetzen der Empfindung auf die einleuchtendste Weise.

Wenn ich mich, um die von Kälte erstarrte Hand wieder zu beleben, auf einmal zu sehr dem Feuer nähere, so wird ein leb-

hafter Schmerz sie sogleich wieder zurückstoßen; und alle Tage verdanke ich die Erhaltung dieser und jener Theile meines Körpers ähnlichen Erfahrungen.

Nähere ich mich hingegen dem Feuer in gemäßigten Schritten, und mit einer gehörigen Entfernung, so empfinde ich eine angenehme Wärme. Eben so gütig ist von dem Urheber unseres Lebens die Einrichtung getroffen, daß die Eindrücke der Gegenstände, oder die Uebungen unserer verschiedenen Fähigkeiten, sobald sie, wenn auch nur in einem geringen Grade, die Erhaltung, oder die Vervollkommnung unseres Wesens zu befördern vermögen, uns ein nicht geringes Vergnügen gewähren. Ich rufe die Mahlerey, Bildhauerkunst, Baukunst, und alle Gegenstände des Gesichts, rufe die Musik, Tanzkunst und Poesie, die Geschichte, Geometrie und Beredsamkeit, rufe alle Wissenschaften, alle Beschäftigungen und alle Spiele, rufe die Freundschaft und Zärtlichkeit, rufe endlich alle Bewegungen des Körpers

pers , des Geistes und Herzens zu Zeugen dieser reichen Austheilung von angenehmen Empfindungen an. So groß ist die Güte der Gottheit! Sie scheint alle Arten von Vergnügungen und Freuden hervorgerufen zu haben , die nur das Gepräge ihrer Weisheit zu führen vermochten.

Ich verweile hier nicht länger, um die beiden Principien der Manichäer zu bestreiten, von welchen das eine die Quelle des Vergnügens, das andere die Quelle des Schmerzens ist. Bayle schien dieses System, das schon vor so vielen Jahrhunderten eingestürzt wurde, wieder aufbauen zu wollen. Aber er machte offenbar von diesen Trümmern keinen anderen Gebrauch, als den man im Kriege von einem alten Gemäuer zu machen pflegt, wenn man sich hinter ihm auf einige Augenblicke zu beschützen versucht. Er war nicht schwachköpfig und abergläubisch genug, um in Versuchung zu gerathen, zwei Gottheiten anzunehmen. — Nur diese einzige Anmerkung
muß

muß ich zum Schlusse dieser Abhandlung noch beifügen, daß die Vertheilung der angenehmen und schmerzhaften Empfindungen keinesweges zwei sich durchaus widerstreibende Grundwesen ankündigen, weil sie beide gleich sehr zu einem und eben demselben Zwecke hinwirken.

Eilftes Kapitel.

Von dem Vergnügen, das die Erfüllung unserer Pflichten gegen die Gottheit begleitet.

Man hat von der Bewunderung gesagt, daß sie die Tochter der Unwissenheit sey. Wenn man aber die Werke des Urhebers unserer Natur aufmerksam betrachtet, die alle von einer unbegrenzten Macht und von der höchsten Weisheit zeugen, so wird man gewiss um so mehr bewundern und erstaunen müssen, als man von seiner Schöpfung eine tiefere Einsicht erlangt hat.

Wenn die Gottheit als das höchst vernünftige Wesen unsere ganze Bewunderung verdient, so verdient sie als das gütigste Vernunft-

nunftwesen nicht weniger unsere Dankbarkeit und Liebe.

Epikur pries sich, indem er den Satz vom Dasein Gottes bestritt, der Vernichtung einer Macht wegen glücklich, die unserer Glückseligkeit zuwider sey. Aber warum wolten wir diese ungerechte Idee von einem Wesen hegen, das uns durch jene Gabe des Geschmacks von allen Seiten angenehme Empfindungen bereitete, und jene Einrichtung traf, daß die Beschäftigung jeder Fähigkeit, die er in unsere Natur legte, von einem zu unserer Erhaltung abzweckenden Vergnügen begleitet würde? Sollten denn diese sich uns darbietenden Freuden durch den Gedanken vergiftet werden können, daß sie Geschenke eines höchsten Wesens sind? Oder sollten sie nicht vielmehr durch diese süße Erinnerung einen höheren Werth gewinnen?

Endlich fordern auch jene Eigenschaften der Gottheit, ihre Macht, Weisheit und Güte, eine treue Befolgung ihrer Gesetze, und gänzliche Unterwerfung von uns, wenn
Uebel

Uebel und Leiden uns treffen, und wenn wir theure Güter verlieren.

Wollten wir uns gegen eine unbegrenzte Macht auflehnen, und unsere Leiden noch durch fruchtlose und mühselige Aeufserungen unserer Kräfte gegen eine allmächtige Hand vergrößern?

Wenn uns im Universum, gleichsam wie in dem Garten unserer Urväter, der Genuß einer Frucht versagt wurde, so wollen wir deswegen nicht mit einem weniger dankbaren Herzen diejenigen Früchte genießen, welche sich uns gleichsam in die Wette aufzudringen scheinen. Hoffnung nährt die Begierde, die Unmöglichkeit aber, seinen Zweck zu erreichen, muß sie ersticken. Wer in Europa wird sich deswegen beklagenswerth finden, weil er nicht auf dem Throne des Moguls sitzt? Ferne sey also von uns jenes Verlangen, und jener Unnuth über Gegenstände, welche nicht in die Reihe der uns bestimmten Güter hineinpassen wollen. Ehrfurchtsvoll wollen wir uns der Allmacht des Urhebers unserer Natur unterwerfen,

fen, da wir die beruhigende Ueberzeugung besitzen, daß wir gewiß seinen Gesetzen und den Gründen seiner Handlungen vollen Beifall schenken würden, wenn seine großen Zwecke uns bekannt wären.

Das Universum ist dem Epikur und Spinoza nur ein regelloses Chaos von Werken, die eine blinde Ursache hervorbrachte. Menschen hingegen, die ihre Würde und den hohen Adel ihres von der Gottheit abstammenden Geistes lebhaft erkennen und fühlen, erblicken in ihm einen prachtvollen Tempel, welchen ein wohlthätiger Gott bewohnt, der ihnen gerne einige seiner Zwecke bekannt machen, und ihren Augen die Werke seiner Weisheit entfalten will; der nicht etwa nur ihre nothwendigen Bedürfnisse befriediget, sondern ringsumher so viele, nie versiegende Quellen der Freude für sie geöffnet, und mit den Gütern der Erde die entzückende Aussicht auf eine Glückseligkeit verbunden hat, welche eben so dauerhaft, als ihr eigenes unsterbliches Ich ist.

Von

Von einer innigen und süßen Freude wird also die treue Erfüllung unserer Pflichten gegen die Gottheit begleitet. Vergnügen ist unzertrennlich von jeder Regung der Bewunderung, der Dankbarkeit, der Hoffnung und Liebe, und es wird in eben dem Grade steigen, als die Eigenschaften, auf welche es sich bezieht, vollkommener, als die Quellen edler sind, aus welchen es fließt. Und wir könnten nun noch Verlangen tragen, uns der Pflichten gegen die Gottheit zu entziehen?

Zwölftes Kapitel.

Von dem Vergnügen, das die Erfüllung der Pflichten gegen uns selbst begleitet.

Die Pflichten, welche wir nach der Moralphilosophie gegen uns selbst zu beobachten haben, zwecken dahin ab, den Werth der uns sich darbietenden Güter richtig schätzen, und uns mit Muth gegen die Uebel bewaffnen zu lernen.

Es hat eine philosophische Sekte gegeben, die alle angenehme Güter verbannen zu wollen schien, und deren Hörsäle nur von der strengen Vorschrift ertöntem: **enthalt dich des Vergnügens!** — — Aber wie? Legt uns nicht die Nothwendigkeit selbst das Gesetz auf, zu genießen, wenn wir,

wir, zum Beispiel, den sich regenden Hunger und Durst durch heilsame Nahrungsmittel stillen müssen, oder wenn wir unsere Augen und Ohren öffnen, nach Beschäftigung jagen, zur gehörigen Zeit uns belustigen, und die Freuden der Einsamkeit oder Gesellschaft empfinden? Sollten diese vom Leben untrennlichen Genüsse mehr Gegenstände unserer Verachtung, als unserer Dankbarkeit seyn?

Aber noch mehr, das Vergnügen sproßt selbst aus dem Schoosse der Tugend hervor. Von einer geheimen Zufriedenheit wird diejenige Beschäftigung immer begleitet werden, die unseren Talenten und unserem Zustande angemessen war. Erholungen sind nur dann angenehm, wenn sie durch Arbeit verdient wurden, und ein mäßiger Genuß dem Ueberdruße vorbeugt. Unter allen Gemälden, welche in der Geschichte und in dem Trauerspiele unserem Blicke vorgehalten werden, können diejenigen gewiß am meisten auf unseren Beifall rechnen, welche die Schönheit der Seele in ihrem vollen Glanze sichtbar wer-

lassen, Die Freundschaft, diese erhabene Tochter der Tugend, gewährt die innigsten Freuden; und würde nicht unter allen Verbindungen, welche die Zärtlichkeit knüpft, diejenige die süßeste seyn, die, indem sie in dem geliebten Gegenstande alles das finden läßt, was man lieben soll, eine völlige Uebereinstimmung des Geschmacks bewirkt, alle Wünsche und Neigungen in Harmonie bringt, alle Entschlüsse in Verhältniß setzt, und alles Interesse auf ein gemeinschaftliches Ziel hinlenkt?

Die Tugend schließt also keinesweges die angenehmen Empfindungen aus; aber ihr Augenmerk ist darauf gerichtet, den würdigeren den Vorzug zu geben. Hier dringt sich uns sogleich die sehr wichtige Frage auf, welche schon vor der Geburt Epikurs und Plato's das Menschengeschlecht in zwei verschiedene Sekten theilte, die Frage nemlich: übertreffen die Vergnügungen der Sinne die Freuden des Geistes und Herzens?

Um hierüber ein richtiges Urtheil fällen zu können, wollen wir mit Hülfe unserer
Ein-

Einbildungskraft diese Arten der angenehmen Empfindungen gänzlich von einander absondern, und jede derselben auf den Gipfel der Vollkommenheit erheben.

Wir wollen uns ein Wesen vorstellen, das für die Freuden des Geistes und Herzens gar keine Empfänglichkeit hat, und nur die grobsinnlichen, die durch den bloßen Eindruck auf unsere körperliche Organisation hervorgebrachten, Vergnügungen kennt, und in ihrem ganzen Umfange genießt. Von allen Einsichten entblößt, und ganz der Einwirkung äußerer Gegenstände hingegeben, die es in einer fast immerwährenden Betäubung erhalten, wird von ihm die Thätigkeit des Verstandes und der Vernunft beinahe gar nicht in Wirksamkeit gesetzt. Eben so wenig, als es sich des genossenen Vergnügens zu erinnern weiß, sieht es auch das bevorstehende vorher, und seine ganze Glückseligkeit besteht in einer tauben und blinden Empfindung, von der es für den gegenwärtigen Augenblick afficirt wird. Denken wir uns nun, auf der anderen Seite, einen Menschen, wel-

cher gleichsam allen Vergnügungen der Sinne abgestorben ist, und um welchen sich alle Freuden des Geistes und Herzens gleichsam wie in ihren Mittelpunkt versammeln. In seinen einsamen Stunden breiten die schönen Wissenschaften, die Geschichte und Geometrie den ganzen Reichthum ihrer entzückenden Gemähde vor seinem trunkenen Auge aus, und geben ihm in jedem Augenblicke seines Daseins neue Beweise von der Kraft und Grösse seines Geistes. In dem traulichen Cirkel des gesellschaftlichen Umgangs geben ihm Freundschaft und Achtung, diese nothwendige Begleiterinn der Tugend, von aussen immer neue Versicherungen von seiner grossen und schönen Seele. Was aber alle diese Freuden noch weit übertrifft, ist jene geheime und süsse Empfindung, jener innere Friede des Edlen, der eine nothwendige Folge dieser Uebereinstimmung seines Willens mit den Vorschriften der Vernunft ist, und der durch nichts gestöhrt werden kann.

Es wird, wie mich dünkt, wenige Menschen geben, die, mit Empfänglichkeit für
die

die Freuden des Geistes und für die körperlichen Vergnügungen ausgestattet, wenn sie zwischen beiden Arten von Glückseligkeit zu wählen hätten, nicht, um mich eines Ausdrucks des Sokrates zu bedienen, das Loos eines Gottes dem Wohlsein einer Auster vorziehen würden.

Die Vergnügungen des Körpers sind nie lebhafter, als wenn sie Heilmittel des Schmerzens sind. Der Grad des Durstes bestimmt den Grad des Vergnügens, das man bei seiner Stillung genießt. Sokrates, der bei der Wahl seiner Bilder mehr auf treue und passende, als eben auf edle und geschmackvolle sein Augenmerk richtete, vergleicht diese sinnlichen Empfindungen mit den Eindrücken, welche ein Ausschlag auf uns hervorzubringen pflegt. Unlust geht diesen Vergnügungen vorher, begleitet sie, und macht sie mit sich verschwinden. Die meisten Freuden des Geistes und Herzens sind nicht durch diese unreine Vermischung des Schmerzens getrübt.

Noch mehr: die Köstlichkeit der sinnlichen Vergnügungen hängt nur von dem Antheil

theil ab, welchen der Geist und das Herz an ihnen nimmt; ohne diesen Einfluß erregen sie bald Eckel und Ueberdruß.

Endlich hängt auch die Dauer des körperlichen Vergnügens ganz von einem vorübergehenden Bedürfnisse ab. Ueberschreiten sie diese Gränze, so werden sie Ursachen des Schmerzens. Die Freuden des Geistes und Herzens sind ihnen also auch deswegen schon weit vorzuziehen, hätten sie auch nicht den Vortheil voraus, daß sie die Leere des Lebens weit besser aufzufüllen vermögen.

Aber welchen Freuden des Geistes und Herzens werden wir nun den Vorzug einräumen? Der Ausspruch aller Menschen scheint, wie mich dünkt, für diejenigen zu stimmen, die am meisten unserer Ehrliche schmeicheln. Warum empört Verachtung mehr als Haß? Darum, weil es weit schmerzhafter und kränkender ist, an seiner Vollkommenheit zweifeln zu müssen, als von dem Verluste jedes andern Gutes bedrohet zu werden.

Ein-

Ein griechischer Komiker machte die Bemerkung, daß man keinesweges die zweckmässigsten Maßregeln ergreife, wenn man sich eines Gefangenen versichern wolle. Warum stellt man ihm nicht das Vergnügen zum Wächter? Warum fesselt man ihn nicht durch Ergötzungen? Plautus und Ariost haben diesen Scherz sehr gut benutzt. Aber alle diese Dichter würden das menschliche Herz wenig gekannt haben, wenn sie im Ernst geglaubt hätten, der Gefangene werde dann nie seine Ketten zerbrechen. Es würde, um ihn dann zur Flucht zu bestimmen, nicht nöthig seyn, allen Glanz des Ruhmes seinen Augen vorschimmern zu lassen. Er darf sich nur in seinem Kerker verachtungswürdig finden, oder die Verachtung Anderer befürchten: und er wird nicht lange unentschlossen seyn, ruhmvolle Gefahren einem wollüstigen aber entehrenden Leben vorzuziehen. Europa giebt uns in jedem Jahre die einleuchtendsten Beweise von dieser Wahrheit. Wie viele Menschen, welche ruhig im Schoofse des Vergnügens lebten, verlassen ihre glückliche Lage, um Gefahren

zu bestehen, und Strapazen des Krieges zu dulden? Einige Menschen ziehen den Ruhm sinnlichen Vergnügungen vor: alle fürchten Verachtung mehr als Schmerz und Tod.

Der Begriff von Vollkommenheit ist es, welcher die Indianerinnen schon seit mehreren Jahrtausenden auf den Holzstoß führt, und Menschen in die Arme des Todes stürzt, welche gerne um diesen Preis in dem Herzen und Gedächtnisse anderer Menschen zu leben wünschten. Er ist gleichsam ein Abgott, dem man täglich, um eine zugefügte Beleidigung auszulöschen, sein Vaterland, seine Ruhe, die besten Verhältnisse, das Leben selbst hinopfert. Die Liebe endlich, welche doch nur den Sinnen ihr Dasein verdanken zu müssen scheint, entlehnt gleichwohl ihre süßesten Freuden von schmeichelhaften Vorstellungen.

Aber die Gegenstände, welche uns zu schmeicheln vermögen, sind keinesweges von gleichem Werth. Nach der Achtung Anderer zu streben, ohne sich selbst achtungswürdig zu finden, heißt eben so viel, als
sich

sich nichts daraus machen , krank zu seyn, wenn man nur gesund scheint. Die Natur vertraute unserer Vernunft nicht die wichtige Sorge an , uns mit dieser Wahrheit bekannt zu machen. Ob sie daher gleich die Aeufserungen von Achtung gegen uns mit angenehmen Empfindungen verknüpfte , so wurde von ihr gleichwohl die Einrichtung getroffen, daß dieses Vergnügen gewissermaßen welk und kraftlos ist, wenn es den Anschein hat, daß wir nach diesen Beweisen von Achtung geitzen. Sollte man nicht zu glauben verleitet werden, daß sie hier mit sich selbst im Widerspruche stehe ? Warum stellt sie das Streben nach Achtung gewissermaßen als lächerlich vor, da sie es gleichwohl durch das mit den Aeufserungen von Achtung verbundene Vergnügen zu autorisiren scheint ? Statt über ihre Handlungsart zu kritisiren, wollen wir lieber ihre Weisheit bewundern. Sie lehrt uns durch diese geheime Stimme der Empfindung, daß die öffentliche Achtung gewissermaßen eine Belohnung der Tugend sey, keinesweges aber als ein Beweggrund angelesen werden dürfe. Daß heist in Wahrheit
sich

sich selbst nicht richtig schätzen, wenn man nach der Achtung Anderer zu begierig ist. Wir wollen also dem Beifall eines richtig geleiteten Gewissens den Vorzug geben, den weder Hals noch Verläumdung uns zu entreißen vermögen, dem früher oder später die Achtung Anderer folgen muß, und der wenigstens immer von dem Beifalle der Gottheit begleitet wird.

Vergebens werden also Schmeicheleien, wenn sie auf falschen Urtheilen gegründet sind, uns zu blenden und irre zu führen streben. Siehst du diesen in Schwermuth verlunkenen Menschen? Er maß seine GröÙe nach der Menge jener Diener, die er in seinem Gefolge führte, und die seiner Person einen Schein von GröÙe zu geben schienen. Ein Glückswechsel entrifs ihm die Hälfte dieser zahlreichen Begleitung, und der Verlust dieses, ihm wahrlich sehr unnützen, Gutes macht ihn nun ganz unempfindlich gegen alle auf ihn wartenden Freuden, indem er sich als den unglücklichsten Menschen betrachtet. Iener dort, in dem SchooÙe des
Ueber-

Ueberflusses und von allen Zeichen äußerer Gröfse umgeben, wird von Raserei und Verzweiflung gefoltert. Er beurtheilte seinen Werth nach den Gunstbezeugungen eines Weibes und nach der Gnade eines Fürsten. Da er thöricht genug war, von diesen beiden Bedingungen seine Glückseligkeit abhängig zu machen, so ist nun, da ihm diese Güter geraubt sind, in seinem Herzen eine Leere zurückgelassen, deren Schrecken sich über alle ihn einladenden Genüsse verbreitet.

Wahr ist es, daß diese Traumbilder von Vollkommenheit aus einer von Ehrgeitz oder Liebe bezauberten Einbildungskraft einen Strahl lebhafteren Vergnügens hervorlocken, der jene süsse, dauernde, und von Vernunft begleitete Freude verdunkelt. Diese vorüberauschende Empfindung aber ist jenem Vergnügen zu vergleichen, das ein Trunk gewährt, der im Fieber weit angenehmer, als im gesunden Zustande ist. Sie setzt eine Krankheit voraus, die Unruhe bei Untersuchungen, Widerwillen beim Genuße, bei dem Mangel Verzweiflung hervorbringt.

Aber

Aber nicht nur in den wirklichen Beweisen von Vollkommenheit, sondern auch selbst in der getroffenen Auswahl seiner Beschäftigungen kann man eine Art von Glückseligkeit finden,

Werden wir uns aber unter allen angenehmen Beschäftigungen, die sich uns darbieten, denjenigen ohne Maass überlassen, welche es am meisten sind? Wenn ein und eben derselbe Eindruck zu oft wiederholt wird, so stumpft er bald die Empfindungswerkzeuge ab. Ueberdruß und Eckel gehen dann selbst aus dem Schoosse des Vergnügens hervor, und vermögen selbst diejenigen Gegenstände in das hässlichste Gewand einzukleiden, die uns sonst vorzüglich reizend erschienen. Wie schützen wir uns gegen solche furchtbare Feinde? Auf keine andere Weise, als wenn wir mit ganz verschiedenen Beschäftigungen abwechseln, und so durch ein bald vorübergehendes Entbehren den verschiedenen Gegenständen unseres Geschmacks den Reiz der Neuheit ertheilen. Die Freuden des Geistes und körperliche Vergnügungen, Ruhe
und

und Bewegung, Einsamkeit und Gesellschaft, Erholungen und anstrengende Arbeiten, alle diese verschiedenen Gegenstände leihen sich, wenn sie gehörig mit einander abwechseln, gegenseitig neue Reitze; und eine solche in unserer Lebensart herrschende Mannichfaltigkeit bringt eben die Wirkung hervor, die in der Harmonie durch die Verschiedenheit der Akkorde beabsichtigt wird.

Es liegen in unsern verschiedenen Fähigkeiten sehr viele edle Keime, die ohne Wartung und Pflege vertrocknen müssen und nur durch das Studium der Wissenschaften und Künste entwickelt und ausgebildet werden. Je mehr wir diese Kräfte üben, und durch Uebung stärken und veredeln, desto leichter wird es uns werden, gegen die Wogen der Leidenschaften einen festen Damm aufzuwerfen, und desto gewisser werden wir uns reichhaltige und nie versiegende Freudenquellen eröffnen.

Ein grosser Dichter erfand jene angenehme Fabel, dass jupiter an Fusse seines Thrones zwei Quellen hervorgerufen habe,
von

von welchen die eine Vergnügen, die andere Schmerz ausströme. Diese beiden so entgegengesetzten und mit einander streitenden Wasser vermische er nach seinem Gefallen, und bestimme so das Glück oder Unglück jedes Menschen durch eine zufällige Mischung, die er über ihn ausgiesse. Läßt sich nicht dieses Bild auf die verschiedenen Arten der angenehmen Empfindungen anwenden? Der Begriff von unserer Vollkommenheit und die mannigfaltig abwechselnden Uebungen unserer verschiedenen Fähigkeiten sind gleichsam als zwei immer geöffnete Quellen verschiedener Vergnügungen anzusehen. Eine höchste Vernunft mischte zu gleichen Theilen diese beiden köstlichen Wasser zu Gunsten des Weisen, und gießt sie unaufhörlich über ihn aus.

Wir werden also das höchste Gut weder in Ueberfluß, noch in äußere GröÙe setzen. Man kann sich in jeder Lage reichhaltige Quellen angenehmer Empfindungen öffnen, wenn man nur für eine Folge von tugendhaften Beschäftigungen zu sorgen weiß, indem diese unsere Kräfte, ohne sie zu ermü-

den,

den, in Thätigkeit setzen. Nur diejenigen Günstlinge des Glücks sind beneidenswerth, die auch ohne die Gunst dieser wankelmüthigen und eigensinnigen Beschützerin glücklich seyn können; die ihre Wünsche in den Kreis nothwendiger Bedürfnisse einzuschränken wissen, und mit den Gütern, die sie zu erlangen vermögen, sich gleichsam einen Wall aufwerfen, der sie gegen Unruhe und Kummer vollkommen sichert. Sobald unsere Neigungen und Wünsche über jene von der Natur selbst vorgezeichneten Linien hinausgehen, verlieren sie sich in ein unermessliches Feld, wo die Glücksgöttinn nur ihrer spottet, indem sie ihnen glänzende aber täuschende Schauspiele darstellt, und wo sie vergebens nach Schranken suchen, die ihre heftigen Bewegungen zu hemmen vermöchten.

Gesundheit, Eßlust und körperliche Kräfte scheinen gleichsam das Erbtheil der Dürftigkeit zu seyn. Die Freuden des Geistes, der Freundschaft und Zärtlichkeit sind eben so oft die Begleiterinnen mittelmäßiger

Glücksumstände, als des königlichen Gefolges. Worinn bestehen denn die ausschliessenden Vortheile des Ueberflusses und einer äussern schimmernden Grösse? Nur die Eigenliebe wird geschmeichelt durch den Besitz grosser und prachtvoller Gebäude, durch ein kostbares Hausgeräth, durch eine zahlreiche Dienerschaft und durch die Macht, andern Menschen befehlen zu können. Man kann allerdings bei dem Gebrauch dieser Güter glücklich seyn: aber man ist zu bedauern, wenn man zu diesen falschen und trügerischen Zeugnissen von Vollkommenheit seine Zuflucht nehmen muss. Es verhält sich mit ihnen, wie mich dünkt, wie mit Wohlgerüchen und Concerten: der Genuss derselben ist angenehm; aber man ist wahrlich sehr bedauernswerth, wenn man ihn nicht entbehren kann.

Die Weisheit entfernt nicht nur den Unmuth und Kummer weit von uns, sondern sichert uns auch selbst gegen den Schmerz, der in wohlgemischten Temperamenten gewöhn-

wöhnlich nur aus Uebermafs des Genusses entsteht; und wenn sie ihm nicht ganz vorzubeugen vermag, so stumpft sie doch wenigstens den von ihm gemachten Eindruck ab, welcher immer um so viel heftiger ist, als man ihm nicht muthig begegnet. Ein griechischer Feldherr *), berühmt durch einen der schönsten Rückzüge, versichert uns, dafs dieselben Strapazen bei weitem nicht so empfindlich und drückend für den Feldherrn, als für den gemeinen Soldaten sind. Die gereizte Ruhmbegierde des Anführers trägt gleichsam die Hälfte einer Last, die der Soldat ganz allein tragen mufs. Die Indianer, die Wilden, die Fanatiker lassen selbst dann Heiterkeit blicken, wenn sie auch von den heftigsten Schmerzen angefallen werden. Sie wissen ihre Aufmerksamkeit so zu beherrschen, dafs es ihnen möglich wird, sie von jenen peinigenden Eindrücken abzulenken, und auf schmeichelnde Vorstellungen zu richten. Sollte es denn unmöglich seyn; dafs

K 2

Ver-

*) Xenophon.

Vernunft und Tugend vom Ehrgeitze und
von Vorurtheilen lernten, den Eindruck des
Schmerzens auch durch anderweitige ange-
nehm zerstreuende Beschäftigungen aufs
glücklichste zu mildern?

Dreizehntes Kapitel.

Die Erfüllung unserer Pflichten gegen andere Menschen wird von Vergnügen begleitet.

Die Grundsätze, auf deren Beobachtung das Wohl des menschlichen Geschlechts beruht, lassen sich in zwei Klassen bringen. Die Eine enthält gesellschaftliche Grundgesetze für die Menschen, deren allgemeiner Umsturz das gemeinschaftliche Unglück aller Menschen zur Folge haben würde. Sie machen bei allen Nationen den Inhalt des Gesetzbuches aus, und lassen sich unter folgende allgemeine Formel bringen: Schade Niemandem und erfülle die Verpflichtungen, zu denen du dich verbindlich gemacht hast. Diese Vor-

schriften übertreten, heißt ungerecht handeln, heißt sich für den Feind aller Menschen erklären; es müßte denn das Interesse des Ganzen eine Ausnahme verlangen.

Es giebt noch andere Grundsätze, die nicht sowohl den Grund der menschlichen Gesellschaft ausmachen, als derselben zur Zierde gereichen; die nicht schlechterdings nothwendig sind, um sie aufrecht zu erhalten, aber ihr den Grad von Vollkommenheit ertheilen, dessen sie fähig ist. Von dieser Gattung sind, zum Beispiel, diejenigen Grundsätze, welche es zum Gesetz machen, dem nothleidenden Bruder beizustehen, und so viel, als unsere Kräfte und Umstände es nur erlauben, zu dem Glücke desselben beizutragen. Diese Vorschriften befolgen, heißt Wohlthäter der Menschheit seyn, heißt Schutzgott seiner Brüder werden.

Diese verschiedenen Grundsätze sind in dem Gebote begriffen, das der Stifter unserer Religion gab: Liebe andere Menschen, wie dich selbst! — das heißt, sey gerecht und wohlthätig!

Was

Was nun die Sittenlehre gebietet, rath
uns die Theorie der angenehmen Empfin-
dungen an.

Die Ungerechtigkeit peiniget nicht bloß
die unglücklichen Schlachtopfer, die sie er-
jagt, sondern sie ist einer Schlange zu ver-
gleichen, welche zuerst denjenigen zerfleischt,
der sie in seinem Busen trägt. Habsucht und
Ruhmbegierde sind die Quellen, aus denen
sie fließt, und mit ihrer Entstehung geht zu-
gleich der Keim der Unruhe und des Kum-
mers auf. Könnte der Ungerechte sich auch
schmeicheln, der von Menschen festgesetzten
Strafe, oder der Hand der göttlichen Ge-
rechtigkeit zu entrinnen: so wird er sich doch
immer beklagenswerth finden müssen, weil
er seine Vollkommenheit und Glückseligkeit
auf den so wankenden Besitz von Gegenstän-
den gründete, die von dem Eigensinne ande-
rer Menschen, und von der Macht und Will-
kühr des veränderlichen Glückes abhängig sind.

Stolz und Eigennutz unterwerfen aber
nicht allein unsere Glückseligkeit fremden
Mächten, sondern streuen auch, indem sie

einen geheimen Krieg mit allen Gegenständen führen, die uns umgeben, den Saamen eines allgemeinen Hasses aus, und verletzen oder ersticken auf diese Weise die Keime des Wohlwollens und der Freundschaft. Läßt man sich hingegen nicht von diesen abscheulichen Leidenschaften beherrschen, so wird man andere Menschen mit eben dem liebevollen Auge betrachten, mit welchem man dem Helden eines Trauerspiels Beifall zuwinkt; das zu lieben geschaffene Herz wird dann gleichsam durch seine eigene Schwere ganz zum Wohlwollen und zur Freundschaft hingezogen. Wenn es also wahr ist, daß alle Aeusserrungen des Wohlwollens Vergnügen gewähren, daß selbst die Traurigkeit von geheimen süßen Empfindungen begleitet wird, sobald sie Wohlwollen zur Quelle hat; wenn es wahr ist, daß jede Aufwallung des Hasses und jede Regung einer abscheulichen Leidenschaft schmerzhaft Empfindungen hervorbringt: so wird unsere Glückseligkeit immer um so viel vollkommener und dauerhafter seyn müssen, als unsere Lebensweise von der Beschaffenheit ist, daß sie in unserem Herzen
die

die Empfindungen des Wohlwollens zu erregen, und die Bewegungen des Hasses und der Leidenschaften zu unterdrücken vermag,

Die entwickelten und ausgebildeten Anlagen der Gerechtigkeit und des Wohlwollens, die uns vorzüglich durch die Regungen so glücklich machen, die sie in unserem Herzen veranlassen, tragen zu diesem angenehmen Zustande auch vieles durch die Empfindungen bei, die sie den sich uns nähernden Personen einflößen,

Der Urheber unserer Natur, aufmerksam, uns mit jeder zu unserer Erhaltung dienlichen Empfänglichkeit auszurüsten, pflanzte in uns zwei verschiedene, sich auf unser Verhältniß zu anderen Menschen beziehenden Triebe, gefürchtet und geliebt zu werden,

In demjenigen Zustande, welcher der Gründung bürgerlicher Gesetze vorherging, war es weit wichtiger, und folglich weit angenehmer, gefürchtet, als geliebt zu werden, indem gegen Menschen, die entweder Ehr-

K 5 geitz,

geitz, oder Eigennutz zu unserem Nachtheile bewaffnet, Furcht eine weit sichrere Schutzwehre, als Dankbarkeit ist. Auch den Regenten, die sich wegen ihres Verhältnisses zu anderen Fürsten in diesem Zustande befinden, wird es oft weniger schmeichelhaft seyn, von benachbarten Mächten geliebt als von ihnen gefürchtet zu werden. Nicht so ist es der Fall bei Privatpersonen. Die Gesetze wachen über ihre Güter, ihre Ehre, ihr Leben. Was frommt es ihnen, gefürchtet zu werden? Wichtig aber, und folglich angenehm muß es ihnen seyn, wenn sie die Liebe anderer Menschen besitzen; denn die Liebe verschafft uns von ihnen oft wesentliche Dienste, und gewiß immer zahllose Beweise von ihrer Hochachtung und Freundschaft gegen uns, die gewöhnlich noch angenehmer, als selbst diese Dienste sind. Wenn man vom Lobe behauptet hat, daß es für den, dem es ertheilt würde, die süßeste Musik sey, so kann man auch eben so gut sagen, daß es keinen reizenderen Anblick giebt, als sich geliebt zu sehen.

Zu

Zu diesem schmeichelhaften und entzückenden Schauspiel muß uns Gerechtigkeit und Wohlwollen vorbereiten. Stolz und Ungerechtigkeit hingegen sind, so oft sie sich äußern, entweder Gegenstand der Verachtung, wenn sie von Schwachheit, oder Gegenstand des Hasses, wenn sie von Macht unterstützt werden. Sie gründen unsere Glückseligkeit auf die Trümmer der Glückseligkeit anderer Menschen. Die Tugend hingegen, die unser Wohl mit dem Glücke Anderer zu vereinigen weiß, macht unseren individuellen Wohlstand zu einem gemeinschaftlichen Gut. Dieses können wir aus dem Antheile schliessen, den wir an jenen tugendhaften Personen zu nehmen pflegen, welche das Trauerspiel auf der Schaubühne wieder auferstehen läßt.

Es ist wahr, die Maske der Tugend würde eben so gut, als die Tugend selbst, diese Wirkung hervorbringen. Jedoch kann man auch von ihr sagen, was man von der Liebe behauptet hat: es ist fast unmöglich, lange die Aussenseite täuschend genug von ihr zu entlehnen, wenn sie nicht wirklich
im

im Inneren wohnt. Das wirksamste Mittel, um gerecht und wohlthätig zu scheinen, ist, es zu seyn.

Denken wir uns einen Menschen, welcher der Gegenstand eines allgemeinen Hasses für alle seine Bekannten ist, und sie dagegen wieder haßt. Alle Gegenstände, die seinem Auge sich darbieten, werden ihm schmerzhaft Empfindungen verursachen, und alle Regungen, die in seinem Herzen vorgehen, quälend für ihn seyn. So ist wahrscheinlich der Zustand jener unglücklichen Menschen beschaffen, deren Herz in der Unterwelt den Leidenschaften des Hasses und der Ungerechtigkeit ausgesetzt ist, die hier ihr Verbrechen ausmachen, und sie schon hier zu peinigen anfangen.

Wir wollen uns nun das Gegenbild von dem so eben entworfenen Gemälde, einen gerechten und wohlthätigen Menschen vorstellen, der von allen seinen Bekannten geliebt und geschätzt wird, und nur für den Genuß des Wohlwollens lebt. Jeder Gegenstand, der seinem Blicke sich darbietet, wird ihm angenehme Empfindungen gewähren,

ren, und jede in seinem Herzen aufkommende Regung inniges Vergnügen seyn. So ist gewiss der Zustand jener Glücklichen, deren Herz ganz dem Wohlwollen im Himmel geöffnet ist, welches hier das Wesen ihrer Tugend ausmachte, und sie schon hier zu beseligen anfang.

Nichts ist wohl seltener auf Erden, als ein ganz ungerecht, oder ein vollkommen gut handelnder Mensch. Diese beiden Extreme trennt ein unermesslicher Ocean, auf welchem die meisten Menschen schwimmen. Man nähert sich dem Gipfel des Verderbens um so viel mehr, als der Haß eine größere Gewalt über das Herz gewinnt; man wird seine Glückseligkeit um so fester begründen, und seine Lebenstage um so viel angenehmer machen, als dieses Herz stärker für Wohlwollen schlägt, und als es für Liebe geöffnet ist.

Wie werden wir es aber über uns erhalten, den nicht zu haßen, der unsere Güter angreift, und unseren guten Namen herabsetzt?

setzt? Gewiß ein schweres Unternehmen. Was ist aber nothwendiger, als glücklich zu seyn? Und kann man diess seyn, wenn man sein Herz dem Haffe Preis giebt? Wären wir doch nur eben so erfinderisch, ihn aus unserm Herzen zu verbannen, als wir ihn gewöhnlich zu rechtfertigen wissen.

Wenn diejenigen Menschen, über die wir Klagen führen, in Rücksicht auf uns ein Betragen annehmen, das sie mit guten Gründen rechtfertigen zu können glauben: warum wollten wir sie denn hassen, weil sie so handeln; wie wir unter ähnlichen Umständen gleichfalls zu handeln uns vorgeschrieben haben würden? Greifen sie uns aber ungerechter Weise an, so sind sie schon darum beklagenswerth, weil sie in sich selbst den Keim zu Reue und Schmerz tragen und befruchten. Sie sind gewissermaßen den Kranken zu vergleichen, die in der Fieberhitze sich dadurch zu helfen wähnen, daß sie auf alle Gegenstände, die ihnen aufstossen, loschlagen. Vertheidigen müssen wir uns freilich gegen ihre Wuth, nicht aber uns selbst dadurch

Wehe

Wehe thun, daß wir Bewegungen in uns aufkommen lassen, die Unruhe in unser Inneres bringen, und den Frieden des Herzens stören.

Außer den Empfindungen der Menschlichkeit, die man allen Menschen schuldig ist, giebt es noch gewisse besondere Pflichten, welche durch die Umstände und Lagen veranlaßt werden, in die uns die Vorsehung kommen läßt. Sie beziehen sich auf unser Betragen gegen unsere Vorgesetzte, gegen unseres Gleichen, gegen Geringere und gegen unsere Verwandte. Dieses Betragen muß so beschaffen seyn, daß es bei allen, die sich in ähnlichen Verhältnissen befinden, den Wunsch rege macht, man möge gegen sie eben solche Aufführung beweisen. Die gewissenhafte Erfüllung dieser Pflichten muß, ihrer Natur nach, die Achtung, die Liebe und das Zutrauen aller derjenigen Menschen zur Folge haben, in deren Mitte wir leben; und in uns selbst muß es, durch eine glückliche Sympathie, Empfindungen des Wohlwollens wecken.

Unter

Unter allen Pflichten, die uns unsere verschiedenen Verbindungen auferlegen, scheint keine in ihren Forderungen an die menschliche Natur so weit zu gehen, als eine wahre, vollkommene Freundschaft. Sie gebietet nicht selten, dem Freunde das theuerste Interesse aufzuopfern, und ihn als den edelsten Theil unseres Selbst zu betrachten. Aber es dürfte auch keine Quelle reichhaltiger angenehmen Empfindungen befunden werden, als die treue Erfüllung dieser so strengen scheinenden Pflichten, da selbst schon das Gefühl, ihrer fähig zu seyn, ein so inniges und süßes Vergnügen gewährt.

Es hat berühmte Schriftsteller gegeben, die behaupten konnten, daß bei einem solchen geschlossenen Freundschaftsbunde mehr zu verlieren, als zu gewinnen sey, indem diese Verdoppelung unseres Selbst uns nun nicht bloß in unserer eigenen Person, sondern auch in der Person des Freundes dem Elende aussetzt. Wer so urtheilen kann, giebt dadurch offenbar zu erkennen, daß er die mächtigen Wirkungen der Liebe nicht rich-

richtig abzuwägen wisse. Durch den Antheil, den wahre Freunde an allen Gegenständen nehmen, die nur den einen von ihnen betreffen, vermehren sie die Summe ihrer Freuden, verringern sie das Mafs ihrer Leiden; und selbst in ihrer gegenseitigen Traurigkeit herrscht eine gewisse Wollust, die sie wahrlich nicht gegen die lebhaftesten Vergnügungen austauschen würden.

Aber wenn es wahr ist, dafs nur wohlwollende Gefinnungen uns Menschen glücklich machen könne, durch welches Wunder scheinen denn Alle gleichsam verabredet zu wetteifern, sich der Ungerechtigkeit und dem Hasse in die Arme zu werfen? Die Hauptursache dieser Verirrung ist wohl in dem Eindrücke zu suchen, den Reichthum und äufsere Gröfse auf uns machen. In schimmernden Merkmalen, die oft nur wahres Elend verbergen, glauben wir die untrüglichen Kennzeichen der höchsten Glückseligkeit zu erblicken, und anstatt unsere Fähigkeiten zu entwickeln, und gegen Andere uns so zu betragen, dafs diejenigen Empfindungen in uns rege werden könnten,

L

die,

nach der getroffenen Einrichtung des Urhebers unserer Natur, von wahrer Glückseligkeit begleitet werden, brennen wir vor Begierde, ohne Schranken und ohne Mafs uns diejenigen Güter zu erwerben, die nur unsere Denkart nothwendig macht. Diesen gränzenlosen Begierden opfern wir alles, was Hindernisse in den Weg stellen möchte, auf. Nicht so ist es bei Völkern, wo Gleichheit des Reichthums und Standes der Habsucht und dem Ehrgeitze den Eingang versperrt. Die Geschichte lehrt uns, dafs es unter ihnen eine gewöhnliche Eigenschaft war, gegen diejenigen Menschen Handlungen der Wohlthätigkeit auszuüben, die man nicht als seine Feinde betrachtete.

Vierzehntes Kapitel.

Tugend wird von innigem Vergnügen begleitet.

Es ist meine Absicht, hier alle verschiedenen Arten von angenehmen Empfindungen, die aus der Tugend fließen, unter einen Gesichtspunkt zu bringen.

Der berühmte Philosoph Crantor erdichtet in einem seiner Werke, das von dem Vorzuge der verschiedenen Güter handelt, und uns vom Sextus Empirikus in einem Auszuge hinterlassen ist, die angenehme Fabel, daß die Gottheiten des Reichthums, der Wollust, der Gesundheit und der Tugend, nach dem Beispiele jener Göttinnen die ihre Schönheit dem Urtheile des Paris

L 2

unter,

unterwarfen, sich allen zu den olympischen Spielen versammelten Griechen vorgestellt hätten, damit diese ihnen, nach dem Grade ihres Einflusses auf die Glückseligkeit der Menschen, den Platz bestimmen möchten. Schon breitete Reichthum seinen ganzen Glanz aus, und versuchte es, die Augen der Richter zu blenden, als Wollust in Erinnerung brachte, daß doch das einzige Verdienst des Reichthums darinn bestehe, ein Mittel zu angenehmen Genüssen zu seyn. Sie war schon im Begriff, den ersten Platz einzunehmen, als die Gesundheit ihn ihr durch die gegründete Behauptung streitig machte, daß ohne sie der Schmerz bald die Stelle des Vergnügens einnehmen würde. Die Tugend brachte darauf den Streit zu Ende, und ließ alle Griechen darinn übereinkommen, daß man mitten im Schoosse des Reichthums, des Vergnügens und der Gesundheit, ohne Beihülfe der Klugheit und Tugend bald das Spiel seiner Feinde werden müsse. Der Tugend also wurde der erste Platz zuerkannt, die Gesundheit erhielt den zweiten, das Vergnügen den

den dritten und der Reichthum den letzten Rang.

Das heist, meines Erachtens, die Tugend herabwürdigen, wenn man ihre Hauptverrichtung darinn bestehen läst, ihre Nebenbuhler zu bewachen. Man kann ihren Vorzug auf weit edlere Eigenschaften gründen.

Reichthum, Vergnügen, Gesundheit werden wahre Uebel für den, der sie nicht zu gebrauchen versteht. Die Weisheit allein verdient, genau zu reden, den Namen eines Gutes, weil mit ihr Uebel oft Güter, und ohne sie Güter immer Uebel werden. Sie entfernt von uns die schmerzhaften Gefühle, und sucht alle angenehmen Empfindungen für uns zu vereinigen. Reue über die Vergangenheit, Verdruss über die Gegenwart, Unruhe über die Zukunft — das sind die Geißeln, die das menschliche Geschlecht peinigen. Nur Tugend kann uns gegen sie schützen, indem sie unsere Wünsche auf diejenigen Gegenstände einschränkt, die sich in unserer Nähe befinden, indem sie unsere Neigungen durch die Vernunft bestimmen läst

und den Gesetzen des Urhebers unserer Natur unterwirft, indem sie unsere Vollkommenheit nicht in den Besitz der gleichsam immer zum Verschwinden bereit stehenden Gegenstände, sondern in denjenigen Gebrauch unserer Fähigkeiten setzt, der unserem gegenwärtigen Zustande angemessen ist.

Die Langeweile, die nicht weniger als Kummer die Menschen zu quälen pflegt, verbreitet ihr Gift bis selbst auf den Thron. Aber sie wagt es nicht, sich der Weisheit zu nähern, die aus unserem Leben eine Reihe von angenehmen Empfindungen macht, indem sie es mit tugendhaften Beschäftigungen ausfüllt. Ja, sie entfernt selbst den Schmerz von uns, der gewöhnlich nur die Frucht der Unmäßigkeit ist, und bietet uns die Vergnügungen der Sinne in ihrer ganzen Reinheit dar, deren Annehmlichkeit sich ganz nach dem wahren Bedürfnisse richtet. In ihrem Gefolge sind die Freuden des Geistes, die sie selbst in der Einsamkeit und im Unglücke begleiten.

Wohin

Wohin auch der Tugendhafte seinen Blick werfen mag, auf die Gottheit, auf die Menschen, auf seine Anverwandten und Freunde — überall wird er nur Antriebe zur innigen Freude finden. Er bestimmt sich nach den Absichten seines Schöpfers, er verdient die Liebe seiner Freunde und aller Menschen, mit denen er in Verbindung lebt, und er würde der Gegenstand der Achtung und Liebe aller vernünftigen Wesen seyn, wenn alle vernünftige Wesen ihn erreichen könnten. Sein Herz, ferne von Haß und Furcht, schlägt nur für Regungen des Wohlwollens, das heißt, für angenehme Empfindungen. Die Zufriedenheit endlich, von der die innere Vollkommenheit begleitet wird, feiert, wie Salomo sagt, im Innern seiner Seele ein ewiges Fest. Und so vereinigen sich alle Arten der angenehmen Empfindungen für ihn, die, indem sie sich nach dem Grade ihrer Lebhaftigkeit, Dauer und Zweckmäßigkeit richten, regelmässig vereinigt werden, und die süßeste Harmonie hervorbringen.

Das größte Glück aber, das der vollkommen Tugendhafte hienieden genießt, besteht darinn, daß er jenen unvermeidlichen, entscheidenden Augenblick, der andere Menschen in Verzweiflung setzt, nur als den Tag der Abreise in ein glücklicheres Land betrachtet.

Dem Frevler erscheint der Tod nur als ein schreckendes Phantom, das ihm in jedem Augenblicke um einen Schritt näher kömmt, seine Freuden vergiftet, sein Unglück vergrößert, und sich anschickt, ihn den Händen der die Unschuld rächenden Gottheit auszuliefern. Für ihn würde unter allen Vorstellungen vom Tode diejenige noch die tröstlichste seyn, daß er auf ewig in den Abgrund des Nichts stürze. Diese entehrende Hoffnung aber ist, durch die Autorität der Offenbarung, durch die innere Empfindung der Unzertheilbarkeit seiner Person, durch die Idee von einer gerechten und allmächtigen Gottheit, in dem Innern seiner Seele sehr schwach und wankend geworden.

Nicht

Nicht so verhält es sich mit dem vollkommen tugendhaften Menschen. Der Tod führt ihn in den Schoofs jenes wohlthätigen, höchsten Wesens, dessen Gesetze er immer geehrt, und dessen Güte erlebhaft erkannt hat.

Wenn es wahr ist, daß die Hoffnung angenehme Empfindungen gewährt, und daß der Grad dieses Vergnügens mit der Grösse des Gutes, das sie zum Gegenstande hat, in einem genauen Verhältnisse steht: so kann es gewiss hier auf Erden keinen angenehmeren Zustand geben, als wann ein Mensch, der in der Tugend schon gegenwärtige Glückseligkeit fand, den Tod noch als eine Aussicht auf reinere und vollkommnere Seligkeit ansehen kann.

Der Weise, so wie ich von ihm eben ein Gemähde entworfen habe, existirt vielleicht nicht in der wirklichen Welt. Man wird aber in eben dem Grade seine Glückseligkeit befördern und sicherer gründen, als man ihm ähnlicher zu werden sucht; und er ist in der Sittenlehre das, was in den Künsten das Ideal ist, dem alle Künstler sich zu nä-

hern streben sollen, wenn sie gleich nicht die mindeste Hoffnung haben können, es jemals zu erreichen.

Darf ich wohl fürchten, daß man mich in die Klasse jener ins Lächerliche fallenden Menschen setzen werde, die sich zu Gesetzgebern ihrer Oberherrn aufwerfen, wenn ich noch die Bemerkung hinzufüge, daß für Staaten so wenig, als für Individuen andere Quellen der Glückseligkeit aufzufinden sind, als die ich eben angegeben habe? Gewiß nicht. Dieser Gegenstand ist für die Menschheit zu wichtig, als daß die Untersuchung desselben verboten werden könnte.

Wir wollen uns jetzt einen ganz ungerechten Staat vorstellen, und wir werden uns bald überzeugen, daß er im höchsten Grade unglücklich seyn muß. Ein erklärter Feind der ganzen Menschheit, wird er eben sowohl der Empfindungen wegen, die er einflößt, als die er selbst fühlt, zu beklagen seyn. Gefürchtet und gehaßt von allen Nationen, die ihn umgeben, wird er ebenfalls alle hassen und fürchten müssen. Es dürfte nicht nöthig seyn,

seyen, daß die benachbarten Mächte sich gegen ihn bewaffneten, indem sie sich an ihm schon dadurch hinlänglich gerächt sehen würden, daß alle seine Bürger eben den Grundsätzen folgen, von welchen sich die Regierung leiten läßt, und nach dem Beispiele derselben sich gleichsam wetteifernd hervor- drängen, die abscheulichsten Mittel anzu- wenden, um auf die Trümmer des so eben gestürzten Glückes anderer Mitglieder dieses Staats sein Glück zu gründen. Man würde dann solche Menschen aufstehen sehen, wie einst Cadmus mit nicht geringem Schrecken aus dem Schoofse der Erde hervorsteigen sah, die nur, um sich selbst aufzureiben, mit ein- ander lebten.

Die Geschichte stellt uns keine Beispiele von ähnlichen Staaten auf; und man hat schon oft die Bemerkung gemacht, daß selbst Straßenräuber nur dadurch ihre Verbindun- gen aufrecht erhalten konnten, daß sie aufs strengste gegen einander die Forderungen der Gerechtigkeit erfüllten.

Es

Es hat aber Nationen gegeben, die sich mehr als andere der Ungerechtigkeit in die Arme warfen. Sie stürzten in eben dem Grade tiefer ins Verderben, als die Zahl ihrer ungerechten Handlungen sich vermehrte.

Wir dürfen also keinesweges die Glückseligkeit eines Staats nach der Ausdehnung und Macht desselben beurtheilen. Diese Eigenschaften sind nur als Schutzwehren anzusehen, die einen Platz gegen Feinde zu sichern vermögen, die aber keinesweges hinreichend sind, die Glückseligkeit der Bewohner zu gründen und zu vermehren.

Wo finden wir in der Geschichte einen glänzenden Staat, als es der römische war, wenn das an öffentlichen Plätzen versammelte Volk nach Gefallen die entferntesten Königreiche verschenkte, und den mächtigsten Monarchen Gesetze vorschrieb? Auch hier führte die Ungerechtigkeit ein Opfer zur Schlachtbank.

Rom wollte das Universum sich unterwerfen; Meeresflächen und Wälder, und
pfad-

pfadlose Wüsten vermochten selbst die entferntesten Völker nicht gegen seinen Ehrgeitz zu schützen. Endlich vereinigten sich die benachbarten Nationen gegen ihren gemeinschaftlichen Feind; und es gelang ihnen, in einem Zeitraume weniger Jahrhunderte eine Macht zu vernichten, die eben so dauerhaft, als das Universum selbst zu seyn schien.

Die Oberhäupter dieses Staats waren die grausamsten Feinde desselben gewesen. Sie gingen fast alle damit um, sich zu Alleinherrschern aufzuwerfen; und wer diesen Zweck nicht erreichen konnte, suchte wenigstens auf alle nur ersinnliche Weise und mit dem gänzlichen Ruin der ihm anvertrauten Provinzen Schätze auf Schätze zu häufen, um alle in ihm aufsteigenden Gelüste sogleich befriedigen zu können.

Von einer solchen Sittenverderbnis waren alle Stände des Staats gleich sehr angesteckt; und dieses gleichsam nur aus Königen bestehende Volk war immer bereit, dem
Meist-

Meistbietenden seine Stimme, seine Gesetze und Freiheit zu verkaufen.

Ein Staat kann zwar in einem solchen Zustande durch die Pracht, die einzelne Glieder desselben schimmern lassen, durch ein Gepränge bei öffentlichen Cerimonien, durch die Zahl und Stärke seiner Heere, noch die Maske von Glückseligkeit tragen. Aber in seinem Busen ist wahres Elend verborgen. Hier wüthen Haß, Furcht, Spaltung, Aufruhr und alle die schrecklichen Folgen, die aus einer gränzenlosen Habsucht entstehen.

Die Geschichte stellt uns sehr viele ähnliche Gemählde auf; und wenn es wahr ist, daß Diogenes, seines vielen Suchens ungeachtet, nur ungerechte Menschen in Athen finden konnte: so darf man wohl eben nicht sehr hoffen, tugendhafte Nationen in den Jahrbüchern der Menschheit zu entdecken. Der Ehrgeitz, der die meisten Staaten gründete, scheint auch die Rechte eines Stifters immer behaupten zu wollen; er sanktionirt seine Grundsätze und adelt seine Handlungsweise.

Wenn

Wenn es ja eine Nation gegeben hat, deren hervorstechender Charakter beständige Gerechtigkeit gewesen ist: so läßt sich mit sicherem Grunde vermuthen, daß man sie nicht unter solchen Staaten auffuchen müsse, die eine große Rolle auf dem Theater des Universums gespielt haben. In dem Besitze einer wahren und stillen Glückseligkeit, wird sie den großen Schauplatz der Welt gerne jenen vielen beklagenswerthen Nationen überlassen haben, die von dem brennenden Verlangen, ihre Lage durch das Unglück benachbarter Mächte zu verbessern, unaufhörlich auf ihm herumgeworfen werden.

Tacitus, dieser durch seine mahlerische Darstellungsart berühmte Geschichtschreiber des Alterthums, entwirft uns nach seiner Manier ein solches Gemählde von einem unbekannten und tugendhaften Volke *).

Die Chausker, sagt er, sind eine sehr mächtige und zahlreiche Nation, die ihre

*) De morib. Germ. n. c. 21. 35.

ihre Gröfse nur in Gerechtigkeit sucht. Ruhig und friedsam baut sie ihr Land, ohne ruhmfüchtige Anschläge auf benachbarte Nationen zu nähren. Ihre Tugend ist keinesweges die Wirkung der Ohnmacht: reich an Menschen und Pferden vermag sie angreifenden Feinden eine Stärke entgegenzusetzen, die eben so groß als ihre Herzensgüte ist.

Freundschaftlich nehmen sie Fremde auf; es gewährt ihnen inniges Vergnügen, mit ihnen den gesammelten Vorrath theilen zu können. Muß sich der Gast von ihnen trennen, so führt man ihn zu dem Nachbar, der es für eine Wohlthat ansieht, daß ihm die Gelegenheit verschafft wurde, wohlthätig handeln zu können.

Es hat deutsche Staaten gegeben, die diesen Biederfinn der so eben erwähnten Nation geerbt zu haben schienen. Man urtheile hierüber nach folgender Erzählung eines gleichzeitigen Geschichtschreibers, der dem Tacitus in der Stärke des Pinsels und in der Treue der Gemälde sehr nahe kommt.

Wenn

Wenn der Staat, sagt Machiavel *), Ausgaben hat: so setzen die Vorsteher derselben für jeden Bürger überhaupt eine Auflage fest, die seinen Einkünften angemessen ist. Die Art des Einsammelns ist sonderbar genug. Man überläßt es nemlich dem Gewissen eines jeden Mitgliedes, sein Quantum selbst einzureichen; und jeder bringt an dem bestimmten Tage den von den Gesetzen vorgeschriebenen Beitrag in die öffentliche Kasse. Auf diese Weise werden immer die Absichten der Vorsteher erreicht und die Bedürfnisse der Gesellschaft befriedigt.

Diese weder durch Luxus noch Armuth geschwächten Menschen tragen, damit nicht die Last der gemeinschaftlichen Ausgaben auf ihre Mitbürger allein fallen möge, gewissenhaft nach ihrem Vermögen bei, um die festgesetzte Summe, von deren Nothwendigkeit und weisen Anlegung sie überzeugt seyn können, zusammenzubringen.

So

*) Discorsi L. 5. C. 15

So weit ist es mit unserer Sittenverderbniss gekommen, daß es jetzt wenig Menschen giebt, die tugendhaft genug sind, zu glauben, dieser Grad von Sittlichkeit, den wir bei ganzen Nationen wirklich antreffen, sey dem Menschen erreichbar.

Gesetzt auch, daß wir in Europa vergebens nach einer Nation suchen müßten, die der vorhin geschilderten ähnlich wäre; — vielleicht können wir sie in anderen Welttheilen finden.

Die ehemaligen Bewohner der von Columbus entdeckten amerikanischen Inseln liefern uns schon den Stoff zu ähnlichen Gemälden. Wenn man die ausführlichen Nachrichten liest, die Herrera in seiner ersten Dekade von den Sitten dieser Menschen mittheilt: so sollte man fast glauben, ein Gemälde von dem goldenen Zeitalter entworfen zu finden; und es läßt sich gewiß nicht vermuthen, daß die Urkunden, welche der spanische Staatsrath diesem berühmten Geschichtschreiber aus den Archiven

ven lieferte, mit Partheylichkeit für die Indianer abgefaßt wurden.

Auf dem festen Lande von Amerika stellt uns Pennsilvanien eine Kolonie auf, die es sich zum Zweck gemacht zu haben scheint, die Tugenden der ersten Christen gleichsam wieder aufleben zu lassen. Sie wufste sich durch die höchste Unschuld ihrer Sitten eine Schutzwehr zu errichten, die allen Wilden Ehrfurcht einflößt, welche hingegen nicht im mindesten Bedenken tragen, der Tapferkeit und Artillerie anderer Europäer Trotz zu bieten.

Endlich scheint auch aus den Berichten von Paraguay zu erhellen, daß es den Bemühungen einiger einsichtsvollen und thätigen Missionaren gelungen ist, hier die erhabensten Plane der Platonischen Republik zu realisiren.

Alle diese verschiedenen Völker sind freilich nur gleichsam Atomen auf der Oberfläche der Erde. Dürfen wir aber den Nach-

richten der Chinesen Glauben beimessen: so soll eben dieses Land, das sich unter allen Reichen durch seine Grösse auszeichnet, sich auch durch seine Tugend ausgezeichnet haben; in einem Zeitraume von drei Dynastien regierten bei diesem Volke so viele gerechte und wohlthätige Fürsten nach einander, daß alle benachbarte Nationen es für ein Glück geschätzt haben, ihren Gesetzen unterworfen zu seyn.

Wir wollen es jetzt versuchen, ein Gemälde von einem vollkommen tugendhaften Staat nach Art jenes Mahlers zu entwerfen, der, um eine Venus darzustellen, die einzelnen Züge von einer Menge der vollkommensten Schönheiten entlehnte.

In dem Schatten des Friedens entfernen Ackerbau, Wissenschaften, Künste und eine blühende Handlung, durch alle nur ersinnliche Mittel unterstützt, Elend und Müßiggang; und öffnen allen verschiedenen Talenten die weiteste Laufbahn. Das Oberhaupt des Staats liebt väterlich alle verschiedenen
denen

denen Stände, indem er sie als Glieder betrachtet, von denen nicht ein einziges unter dem Drucke der Dürftigkeit und des Elendes seufzen darf, ohne daß der ganze Körper davon wiederertönt. Eine vollkommene Billigkeit wird bei der Erfüllung aller Verträge, bei der Gründung aller Gesetze, bei der Vertheilung aller Auflagen und aller öffentlichen Aemter die Führerin seyn. Alle benachbarte Mächte dieses Staats sind, indem ihnen die Erhaltung desselben am Herzen liegt, immer bereit, sich für seine Vertheidigung zu bewaffnen, wenn er gleich keinesweges auswärtiger Unterstützung bedarf, sondern aus eigener innerer Kraft ungerechten Eroberungsfüchtigen die undurchdringliche Schutzwehr eines eben so zahlreichen als mächtigen und allgemein geliebten Volkes entgegenzusetzen vermag.

Es verhält sich mit diesem vollkommenen Staat eben so, wie mit dem Weisen. Vielleicht, daß er nie existirt hat, und nur als das schöne Ideal der Politik anzusehen ist. Aber wie dem auch seyn mag, so ist

es doch eine feststehende Wahrheit, daß der Grad der Aehnlichkeit mit diesem Muster für alle Staaten, als der wahre Maßstab ihrer Glückseligkeit betrachtet werden muß.

Wenn aber gleich diese Idee einer glückseligen Staatsverfassung auch niemals realisirt war: so dürfte es doch keinesweges unmöglich seyn, sie auszuführen. Wie sehr war nicht Frankreich zu den süßesten Hoffnungen berechtigt, als ein zu früher Tod ihm zu Anfang dieses Jahrhunderts den tugendhaftesten Fürsten entriß, dessen nur je die Jahrbücher der Geschichte erwähnen? Und wenn also nun dieser große König für sein Volk Gegenstand einer allgemeinen, innigen Trauer wurde, leben diese großen Erwartungen nicht in seinem glorreichen Sohne auf, der, gezwungen von seinen Feinden, die Waffen zu ergreifen, nur darum Lorbeeren errungen und Eroberungen gemacht zu haben scheint, um durch seine Menschlichkeit und Mäßigung das Muster der Könige und die Wonne des menschlichen Geschlechts zu werden?

Fünf

Fünfzehntes Kapitel.

Welche Lebensart ist die glücklichste?

Der größte Theil der Menschen erwartet sein Glück einer von dem anderen, und läßt sich, selbst im Schoosse der Größe, zu Bit-ten herab, um nur noch höhere Würden zu erlangen. Es ist beinah unmöglich, daß die Mächtigen, von denen ihre äußere Lage gewöhnlich abhängt, immer mit ihren Wünschen harmonirten. Das Herz jedes Menschen ist, um mich eines Ausdrucks des Des Cartes zu bedienen, eine Art von Wirbel; es hat zum Mittelpunkt seiner Bewegungen sein persönliches Interesse. Fordern, daß unser Wohl der gemeinschaftliche Mittelpunkt der angränzenden Wirbel werde,

heißt ihre Natur verändern, heißt nur durch ein Wunderwerk glücklich werden wollen. Richten wir uns also bestmöglich nach dem, was uns umgiebt, hoffen aber nur durch unsere eigenen Bewegungen unsere Glückseligkeit wahrhaft zu gründen!

Glückseligkeit ist, meiner Ueberzeugung nach, derjenige Zustand, in welchem die unangenehmen Empfindungen von den angenehmen bei weitem überwogen werden. Man kann sie in drei verschiedene Klassen theilen, je nachdem nun die Bewegungen des Körpers, oder des Geistes, oder des Herzens die stärksten sind.

Wollen wir eine Anzahl Menschen zusammenbringen, deren Loos in der That beneidenswerth seyn dürfte: so werden wir sie wahrscheinlich vergebens in glänzenden Posten suchen, und sie nur in solchen Lagen und Aemtern finden, die uns selbst und unserer Familie die nothwendigen Bedürfnisse des Lebens ohne Anstrengung zu befriedigen erlauben. Wir werden uns bald überzeugen,

zeugen,

zeugen, daß mehrere von denen, die glücklich genug waren, in solche Umstände zu kommen, im Innern des Herzens, indem sie weder von Unruhe und Kummer, noch von langer Weile gequält werden, eine stille Freude nähren, die in jedem Augenblicke auszubrechen bereit ist. Sind auch ihre Lebenstage nicht mit goldenen Fäden, so sind sie doch wenigstens mit seidenen durchwirkt; es ist ein Gewebe von süßen Empfindungen, in welches sich weder zu lebhaftes Vergnügen, noch bitterer Harm mischt.

Die körperlichen Bewegungen sind weniger angenehm, als die geistigen: unser Leben muß also durch die Beschäftigung des Geistes anziehender, als durch mechanische Arbeiten werden. Was ist reizender, als jeden Punkt unserer Erde, alle Zeiten, die ganze Natur mit seinem Geiste zu umfassen? Dieser süße Genuß ward freilich nur wenigen Auserwählten zu Theil, und ist gewissermaßen einem Heiligthume zu vergleichen, dessen Pforte in einem Zeitraume mehrerer Jahrhunderte durch jene Barbarei

verschlossen war, welche Künste und Wissenschaften bei dem Privatmann in eben dem Grade herabsetzte, als sie bei den stolzen Eroberern die Ungerechtigkeit selbst zu einer Tugend erhob.

Weil das Gefühlvermögen sich vor unseren übrigen Fähigkeiten dadurch auszeichnet, daß es die Quelle der angenehmsten Bewegungen ist: so wird diejenige Lebensart die glücklichste seyn, in welcher die Bewegungen des Wohlwollens das größte Uebergewicht haben.

Die Geschenke, welche die Glücksgöttin auszutheilen pflegt, werden für uns nur dann einen wahren Werth gewinnen, wenn uns die edele Neigung beseelt, sie auch zum Besten anderer Menschen anzuwenden. Die Zahl der geschaffenen Glücklichen wird der Maßstab unserer eigenen Glückseligkeit seyn!

Nichts ist also der Glückseligkeit desjenigen Fürsten zu vergleichen, der seine wohlthuen.

thuende Hand keinesweges auf den engen Kreis der ihn umgebenden Hoffente einschränkt, sondern sie über alle seine Unterthanen ausstreckt, um sie alle zu beglücken, um ihnen diejenigen Güter zu verschaffen, die für sie nützlich seyn können, um das Elend aus seinen Staaten zu verbannen, um Wissenschaften, Künste und Handlung ihrer schönsten Blüthe entgegenzuführen, um das Verdienst zu belohnen, um jedes Talent aufzumuntern, und ihm eine angemessene Laufbahn zu eröffnen; — und so einen Wohlstand in seinen Landen zu gründen, der zur Vergrößerung der Einkünfte und Volksmenge gewiß mehr beitragen wird, als es selbst den glänzendsten Eroberungen möglich seyn dürfte. Diese sicheren Ausichten, seine Macht zu vermehren, und unerschütterlich zu befestigen, indem er sich nur solcher Mittel bedient, welche die beabsichtigten Wirkungen nothwendig zur Folge haben müssen; der Gedanke, gleichsam Statthalter der Gottheit auf Erden zu seyn, indem er andern Menschen diejenigen Güter ausliefert, die sie ihm bestimmt hat; der Anblick eines gan-

ganzen glückseligen Volkes, welches durch seine Veranstaltungen das wurde, was es ist; die vom Spiele des Glücks ganz unabhängige Ausführung des edelsten aller Pläne; eine ununterbrochene Reihe der angenehmsten Empfindungen des Wohlwollens; — kurz, alle Gegenstände, die seinen Augen sich darbieten, alle seine Gedanken, alle Bewegungen seines Herzens vereinigen sich, um für ihn den glückseligsten Zustand hervorzubringen, dessen die menschliche Natur nur fähig ist.

Wahr ist es, daß diese tugendhaften Empfindungen nicht den Grad von Lebhaftigkeit erreichen, zu dem die Gefühle des Eroberers emporsteigen können, wenn sein Ehrgeitz durch einen neuen Sieg nur darum auf einen Augenblick befriediget wird, um in seiner Brust noch unerlättlicher zu wüthen. Aber dieser Eroberer wird ja eben dann dieses Vergnügens nur unter der fürchterlichen Bedingung theilhaftig, um der unglückseligste aller Menschen werden zu können;

nen; und man wird um so tiefer und gewisser ins Verderben stürzen, als in der Natur des Empfindungsvermögens mehrere Principien des Hasses, der Unruhe und des Kummers verborgen liegen.

Sechszehntes Kapitel.

Die Gegenstände der Moralphilosophie können
von allen Menschen begriffen werden:

Die Philosophen und der größte Theil der
Gesetzgeber verdammen den gemeinen Mann
zu der größten Unwissenheit; und kennen,
um ihn zu bändigen, keinen anderen Zügel,
als die Furcht vor Todesstrafen. Selbst Pla-
to hat in seiner Republik, welche die
kühnsten Ideen vorträgt, nicht einmal die
Behauptung gewagt, daß das Volk durch
Vernunftgründe zur Tugend geleitet werden
könne. Nur den Vorstehern des Staats und
den Führern des Volks ist es, seiner Ueber-
zeugung nach, möglich, in die Gegenstände
der Moralphilosophie tief genug einzudrin-
gen.

gen. Aber welches sind denn die unergründlichen Geheimnisse dieser nur einigen Auserkorenen zugestandenen Wissenschaft? Sie lassen sich, wie mich dünkt, in wenige Grundsätze zusammenfassen, die gewissermaßen das Resultat der Theorie der Empfindungen sind.

Unterwerfen wir uns ehrfurchtsvoll den Gesetzen einer wohlthätigen höchsten Vernunft, der wir unbedingten Gehorsam schuldig sind.

Suchen wir in einer Reihe von Beschäftigungen, die unseren Talenten und unserer Lage angemessen sind, diejenige Glückseligkeit, die wir ohne großen Aufwand von Kräften erreichen können, und nach der wir, den Absichten des Urhebers unserer Natur gemäß, streben dürfen.

Setzen wir nicht unsere Vollkommenheit in den Besitz solcher Güter, die ganz außer unserer Sphäre liegen, und bieten wir alle unsere Kräfte auf, uns gegen andere Menschen so zu betragen, daß wir in ihren Herzen

zen die Gefühle des Wohlwollens erregen und jede Bewegung des Hasses, der Unruhe und des Kummers unterdrücken.

Nun aber ist es doch wahrlich nicht nöthig, sich in höhere Regionen zu versteigen, und transcendente Untersuchungen anzustellen, oder in die Tiefen der Erde zu dringen, um sich von der Wahrheit zu überzeugen, daß man nur durch die treue Erfüllung dieser Grundsätze glücklich werden könne. Es bieten sich uns ja täglich Beweise dar, die eben so faßlich sind, als die Principien selbst der gemeinsten Künste.

Bedarf es denn eines grossen Aufwandes von Kräften, um zu begreifen, daß durch die Ueberzeugung von einer über alles waltenden höchsten Vernunft die uns zu- stoßenden Uebel erträglicher werden und die uns zufallenden Güter einen grösseren Werth erhalten müssen.

Der Römer, von dem Horaz spricht, hätte billig seine Mitbürger schon zu der Einsicht führen sollen, daß man nur
durch

durch eine seinem Charakter und seinen Talenten angemessene Lebensart glücklich seyn kann. Eine Reihe wenig Aufsehen erregender Geschäfte versetzte ihn in einen glückseligen Zustand, der zu wenig beneidet wurde, als daß er den Werth desselben ganz hätte empfinden sollen. Der Schwiegervater des Augusts schenkte ihm ein Landgut, unter der Bedingung, dort seinen Wohnsitz aufzuschlagen, und sich ganz der Ruhe zu überlassen, die diese Lage ihm verschaffen könnte. An die Stelle seiner bisherigen Heiterkeit trat gar bald Unruhe, Unzufriedenheit, lange Weile. Nimm, sagte er nun zu seinem Wohlthäter, dein Geschenk zurück, und gieb mir meine ehemaligen Geschäfte wieder.

Das athenien s i s c h e Volk wurde, wie uns Lucian erzählt, durch den Sokrates und seine Schüler bald lebendig von der Wahrheit überzeugt, daß man sich selbst herabwürdige, wenn man durch zufällige und fremde Güter glänzen wolle; und es sah nun diejenigen Menschen nur mit Verachtung an, welche durch die Pracht ihres Gefolges seine Achtung zu erschleichen suchten.

Endlich darf man nur die Wirkungen der Liebe und des Hasses richtig abzuwägen wissen, um zu begreifen, daß unsere Lebensart nie glückseliger seyn kann, als wenn sie unser Herz mit den Empfindungen des Wohlwollens erfüllt, und jede Bewegung des Hasses aus demselben verbannt.

Es verhält sich also mit der Moralphilosophie keinesweges so, wie mit den meisten anderen Wissenschaften, die ihre Orakelsprüche nur in Wüsten zu ertheilen scheinen, welche dem größten Theile der Menschen fast ganz unzugänglich sind. Die Sittenlehre enthält keine Geheimnisse, die sie nicht einem jeden Sterblichen zu offenbaren bereit wäre, der auch nur des flüchtigsten Nachdenkens fähig ist.

Ueber
die Harmonie des Styls.

Ueber
die Harmonie des Styls.

Einer unserer besseren Schriftsteller behauptet, daß die Quellen der Harmonie des Styls noch nicht vollkommen entdeckt wären. Meiner Ueberzeugung nach findet man sie alle im Cicero, und in den alten Rhetoren; und man kann es mit Hülfe ihrer Schriften unternehmen, sie anzuzeigen. Um sich aber eines guten Erfolges zu versichern, muß man Sylben, Worte und Perioden abmessen. Welche Gegenstände für den feinen und gebildeten Geschmack! Darf man es wagen, diese grammatischen Bemerkungen

aus den dunkeln Winkeln hervorzuholen, in die sie verbannt zu seyn scheinen? Warum wollten wir eine Delikatesse affektiren, die selbst die größten Männer zu Athen und Rom niemals blicken ließen. Man hat Consulen und Imperatoren gesehen, welche, im Schoosse der Gröfse und mit dem Lorbeer des Sieges gekrönt, es nicht unter ihrer Würde gehalten haben, die Principien einer Kunst zu ergründen, die als die Basis aller übrigen Künste, als das Band aller Geister, zu betrachten ist, und die unter anscheinenden Kleinigkeiten reichhaltige Quellen eines wahren Vergnügens verbirgt. Wahr ist es, der Ehrgeitz ertheilte damals diesen Nachforschungen einen nicht geringen Werth, indem man durch den Zauber der Beredsamkeit in den Volksversammlungen das Uebergewicht zu erhalten vermochte: aber die Philosophie wird ihnen einen noch größeren Werth beilegen, wenn sie sie dahin bestimmen wird, uns einsehen zu lehren, wie weit der Urheber unserer Empfindungsgesetze seine wohlthätige Aufmerksamkeit erstreckte.

Unter

Unter Harmonie des Styls verstehe ich diejenige Anmuth, die mit der Ordnung der Theile einer Redensart verbunden ist *).

Die einfachsten Redensarten sind für eine gewisse Harmonie empfänglich, sobald man nur den wichtigsten Vorstellungen, den schön klingenden Ausdrücken, und den vielsylbigen Worten den letzten Platz in derselben anweisen kann.

Wir mögen gerne diejenigen Vorstellungen, die das grösste Interesse für uns haben, gleich zu Anfang einer Periode vortragen. Aber diese Stellung, die uns die Eigenliebe anrath, ist sehr von derjenigen Ordnung unterschieden, welche die Kunst, zu gefallen, vorschreibt. Das Hauptgesetz, das diese uns auferlegt, besteht darinn, uns selbst zum Be-

N 4

sten

*) Es war meine Absicht nicht, hier eine vollständige Definition von der Harmonie des Styls zu geben: nur den Gegenstand dieser Abhandlung suchte ich anzuzeigen.

sten Anderer vergessen zu scheinen. Nun verhält es sich mit den Perioden wie mit den Trauerspielen und wie mit allen Werken der schönen Künste, deren Theile sich nach einander zeigen. Das Interesse und das Vergnügen des Zuhörers verschwindet ganz, sobald sich dasselbe vermindert. Die wichtigsten Vorstellungen und die anmuthsvollsten Ausdrücke müssen also, so viel möglich, bis zu Ende aufbehalten werden.

Diese Regel, die nicht verletzt werden darf, wenn der Vortrag gefallen oder rühren soll, leidet einige Ausnahme, wenn man überzeugen oder belehren will. Die Rhetoren empfehlen, daß man, wenn sich ein schwächerer Ueberzeugungsgrund unter mehreren wichtigeren befindet, nicht mit dem Schwachen anfangen soll, weil diess Vorurtheile gegen unsere Sache erwecken könnte. Der erste Beweis nehme uns also günstig ein, der schwächste verliere sich unter der Menge, und der letzte sey immer der treffendste. Es ist zuweilen auch dienlich, bei der Anordnung

nung der Vorstellungen eines Perioden eben diese Regel zu beobachten; und man muß selbst zu Anfang die wichtigste vortragen, wenn sie mehr Licht über denjenigen Gegenstand verbreiten kann, den man aufzuklären wünscht.

Sind die Vorstellungen von gleicher Wichtigkeit, so muß die Länge der Worte, so viel möglich, über ihren Rang entscheiden. Die alten Grammatiker haben die Bemerkung gemacht, daß, wenn in einer Redensart einige Worte viel länger, als die andern, und folglich weit schwerer zu behalten wären, sie dann am besten zu Ende der Periode stehen würden *).

Daß sie sich dann dem Gedächtnisse leichter einprägen, läßt sich schon aus der

N 5

Leich-

*) In verbis observandum est, ne a majoribus ad minora descendat oratio; melius enim dicetur: vir est optimus, quam, vir optimus est.

Diomed. Lib. 2, cap. de structura perfectae orationis.

Leichtigkeit schliessen, mit welcher die Kinder den letzten Theil einer Rede wiederholen.

Noch muß ich bemerken, daß mehrere einsylbige Worte zusammen sehr gut eine Redensart endigen können, weil sie dem Ohre nur ein einziges Wort zu seyn scheinen.

Die Struktur unserer Gehörnerven ist von der Beschaffenheit, daß das Ohr diese Vorschriften selbst dann auffaßt, wann sie auch dem Geiste entgehen sollten. Der Verfasser der französischen Prosodie hat die Bemerkung gemacht, daß in unserer Sprache die kurzen Sylben lang werden, wenn sie den Schluss einer Redensart ausmachen. Unsere Väter fühlten es so gut, wie die Griechen und Römer, daß es dem Ohre angenehm sey, wenn der letzte Theil einer Periode der längste wäre; und sie haben aus diesem Grunde ein und eben dasselbe Wort verschiedentlich ausgesprochen *).

Es

*) So wird z. B. das Wort *votre*, das kurz ausgesprochen wird, lang, wenn es eine Redens-

Es ist bisweilen der Fall, daß die wichtigste Vorstellung mit dem kürzesten Worte bezeichnet wird. Muß man dann der Vorstellung, wenn ich mich des Ausdrucks bedienen darf, die Ehrenstelle verweigern, oder die Redensart gleichsam mit einem unnützen Gewichte überladen? Man muß in diesem Fall den Wohllaut gewifs der Vorstellung aufopfern. Die Anmuth des Styls muß dem Schriftsteller gewissermassen das seyn, was dem Weisen die Gunst des Schicksals ist. Er macht von ihr einen guten Gebrauch, wann sie ihm zu Theil wird: flieht sie ihn aber, so hält er es unter seiner Würde, ihr nachzujagen.

Es kann aber gleichwohl die nach der Wichtigkeit der Vorstellungen eingerichtete Ordnung des Ausdrucks, der Harmonie so sehr zuwider seyn, daß es dann, wie sich Cicero darüber erklärt, das Ansehen gewinnt, der Geist opfere sein Interesse auf, um dem Ohre zu willfahren.

In

densart schließt: Je suis votre serviteur,
et moi le vôtre.

In den Perioden kann die Beredsamkeit vorzüglich die ganze Pracht des Styles sichtbar werden lassen.

Es ist nicht meine Absicht, hier mich in das Detail der kleinen Unterscheidungen einzulassen, die von den Rhetoren, theils in den verschiedenen Arten der einzelnen sie zusammensetzenden Theile festgestellt sind; und ich werde nur dann ihren Definitionen folgen, wenn sie dazu beitragen können, die Natur der Harmonie in ein helleres Licht zu setzen.

Ich verstehe hier unter den Perioden eine Redensart, die aus mehreren Theilen zusammengesetzt ist, welche, von einander getrennt, zwar einen Sinn, aber keinesweges einen so vollständigen Sinn haben, als wenn sie vereiniget sind, und welche, um mit einer größeren Leichtigkeit und Anmuth ausgesprochen zu werden, einer von dem andern durch Ruhepunkte der Stimme getrennt seyn müssen. Nun sind alle diese Redensarten eines gewissen Reitzes fähig, es sey

sey nun durch die Symmetrie ihrer Glieder, oder durch ihre abgemessene Steigerung. Wir können hier gewiss dem Cicero Glauben beimessen, der dieß einer Bemerkung zu Folge behauptet, welche griechische Philosophen darüber gemacht haben *).

Die symmetrischen Verhältnisse, welche, wie Quintilian behauptet, die Poesie hervorgebracht haben, sind keinesweges nur für die Poesie bestimmt: auch die Rhetorik hat aus ihnen mehrere ihrer Figuren gebildet, die der Redner nicht selten mit gutem Erfolge anwenden kann, die aber lächerliche Ver-

*) Si membra in extremo breviora sunt, infringitur ille quasi verborum ambitus; sic enim has orationis conversiones Graeci nominant; quare aut paria esse debent posteriora superioribus, extrema primis, aut quod et jam est melius et jucundius, longiora; atque haec quidem ab iis Philologis, quos tu maxime diligis, Catule, dicta sunt: quod eo facpius testificor, ut auctoribus laudandis ineptiarum crimen effugiam. De Oratore L. 3. c. 103.

Verzierungen werden, sobald sie gesucht scheinen. Die Geschichte erwähnt hier eines merkwürdigen Vorfalles. Gorgias von Sicilien war der erste, der von diesen Spielen der Beredsamkeit Gebrauch machte. Die Leontiner, seine Landsleute, sandten ihn nach Athen, um Hülfe gegen einen benachbarten Feind zu suchen. Er hielt öffentlich eine Rede an die Athenienser, und wußte sie durch die Harmonie der Töne, durch die Gleichheit der Abmessungen, und durch die mit vieler Kunst vorgetragenen Gedanken so zu blenden, daß es schwer werden möchte, zu entscheiden, ob sie mehr durch die Stärke der vorgetragenen Vernunftgründe, oder durch seine glänzenden Figuren bestimmt wurden, Sicilien zum Besten seines Vaterlandes mit Krieg zu überziehen.

Die Gradation in den Gliedern einer Periode ist noch angenehmer, als die Symmetrie. Hier kann sich die Kunst leichter verbergen, und sich in mannigfaltigeren Gestalten zeigen; und da es bei der Anordnung der Ausdrücke, und selbst der Sylben den Ohren

Ohre Vergnügen gewährt, wenn die längsten den letzten Platz einnehmen: so muß eine ähnliche Stellung der Glieder eines Perioden ohne Zweifel eben so angenehm seyn.

Hier sind einige Beispiele:

Les plaintes de ceux qui souffrent,
sagt Flechier,
remplissent l'ame d'une tristesse importune.

Meiner Ueberzeugung nach, ist es fühlbar, daß jeder nach diesem Muster gebildete Periode nothwendig angenehm seyn müsse.

Und wenn Bossuet von einer Königin von England sagt:

Issue de tant de Rois,
son grand coeur surpassa sa naissance;

so findet sich das Ohr nicht weniger durch den abgemessenen Fall der Töne, als der Geist durch die GröÙe der Vorstellung geschmeichelt.

Vielleicht verweigert man diesen und ähnlichen Stellen, die ich noch in der Folge anfüh-

anführen werde, den Namen der Perioden, und den Theilen, aus denen sie bestehen, den Namen der Glieder. Aber alle diese Benennungen sind gleichgültig. Ich begnüge mich, alle Quellen der Harmonie des Styls anzuzeigen; damit man einsehen möge, daß diese verschiedenen Redensarten immer mit größerer Leichtigkeit und Anmuth ausgesprochen werden, wenn man diejenigen Theile derselben, die einen besonderen Sinn enthalten, durch Ruhepunkte der Stimme von einander trennt.

Die Auseinandersetzung der Bestandtheile, welche den Numerus der zweigliederigen Perioden ausmachen, umfaßt beinahe die ganze Theorie des numerösen Styls. Gewöhnlich entscheidet der Ausgang einer Redensart über ihren Wohlklang, indem der neue Eindruck der beiden letzten Glieder die vorhergehenden auszulöschen scheint. Wenn aber gleichwohl die abgemessenen Steigerungen in denjenigen Perioden, die aus mehr als zwei Gliedern zusammengesetzt sind, dem Ohre ein Vergnügen gewähren, wel-

welches es nicht verlangt: so muß man doch wenigstens zugeben, daß es nicht unempfindlich für dasselbe ist, wenn es ihm dargeboten wird.

Hier ist ein Beispiel:

Déja, sagt Flechier, indem er von Montecucullis Rückzuge spricht,

Déja prenoit l'effor
Pour se sauver vers les montagnes,
Cet aigle, dont le vol hardi avoit d'abord
effrayé nos Provinces.

Ueberhaupt verdient die Anmuth der Steigerung in den Gliedern einer Periode wohl, daß man ihr die gewöhnliche Stellung der Ausdrücke aufopfere.

Hier noch einige Beispiele aus dem Cicero. Wir dürfen nur seine Reden aufschlagen, die überall vollkommne Muster von numerösen Perioden enthalten. Dieser große Redner fragt den Caecilius, um zu beweisen, daß er sich nicht zum Ankläger des Verres aufwerfen kann, ob er ihm
O
erlau-

erlauben würde , zu sagen , ich klage
den an,

Quicum quaestor fueram,
Quicum me fors consuetudoque majorum,
Quicum me deorum hominumque judicium
conjunxerat.

Das Römische Volk, sagt er in eben die-
ser Periode, hat mehrere Beweise von mei-
ner Genauigkeit in der Anklage des Verres.

Habet honorem quem petimus,

(die Aedilwürde)

Habet spem quam propositam nobis ha-
bemus,

(das Consulat)

Habet existimationem multo sudore, labo-
re, vigiliisque collectam.

Wenn in diesen Arten von Progressio-
nen die Vorstellungen sich stufenweise zu-
gleich mit den Gliedern der Periode heben:
so wird eine Art von Harmonie hervorge-
bracht, welche den Geist nicht weniger als
das Ohr entzückt.

Hier

Hier sind noch einige in ihrer Art vollkommene Perioden, die unter mehreren gleichen Gliedern ein ungleiches haben.

Wenn das ungleiche Glied das kürzeste ist: so kommt es gleich anfangs zu stehen.

Cicero ruft Africa zum Zeugen der Tapferkeit des Pompejus auf:

Testis est Africa

Quae magnis oppressa hostium copiis,

Eorum ipsorum sanguine redundavit.

Ist hingegen das ungleiche Glied das längste, so muß es den Schluß der Periode ausmachen. Die uns vom Cicero aufbehaltene Periode des Crassus, welche das Ohr des ganzen Römischen Volks bezaubert haben soll, mag hier als Beispiel dienen:

Eripite nos ex miseris,

Eripite nos ex faucibus eorum,

Quorum crudelitas nostro sanguine non potest expleri.

Wenn man in allen diesen Perioden die Ordnung der Glieder umkehren wollte: so

würde man bald die Bemerkung machen, daß mit der Zerstörung der Gradation auch die Harmonie aufgehoben wird.

Es giebt numeröse Perioden, welche sich von diesem allgemeinen Gesetze los sagen. Wenn aber gleich das letzte Glied in ihnen weniger lang, als das vorhergehende ist: so finden wir hier so ausgezeichnete und bestimmte Verhältnisse, daß dieser Mangel der Gradation ersetzt wird.

Herr von Fenelon sagt von der Calypso:

Dans sa douleur
Elle se trouvoit malheureuse
D'être immortelle.

Das erste und letzte Glied ist sich gleich, und dasjenige, das sie trennt, ist noch einmal so groß, als jedes einzelne von ihnen. Diese regelmässige Uebereinstimmung gewährt dem Ohre wenigstens eben so viel Vergnügen, als es bei einer ununterbrochenen Symmetrie empfindet.

Das

Das Princip, welches die Anmuth der Consonanzen leitet, muß auch ohne Zweifel auf die Musik, auf die Versification, und auf die Harmonie des Styls Einfluß haben. Dieß sind verschiedene Arten der Tonkunst, die den gemeinschaftlichen Zweck haben, durch Töne zu gefallen, und nur aus einer gemeinsamen Quelle schöpfen können. Die Musik stellt, um eine größere Mannigfaltigkeit und Einheit in ihre Gemählde zu bringen, zuweilen die widerstreitendsten Verhältnisse auf; vorzüglich aber bedient sie sich des Unifonos, der Octave, der Quinte u. s. w. das heißt, des Verhältnisses von einem zu zwei, von zwei zu drei u. s. w. Von eben diesen Verhältnissen macht auch die Versification in allen Sprachen beständig Gebrauch; und wenn in der Prose die mit Geschmack angebrachten symmetrischen Verhältnisse von einer gewissen Anmuth begleitet werden *):

O 3

fo

*) Poetae quaestionem attulerunt, quidnam esset illud quo ipsi differrent ab oratoribus: numero maxime videbantur, etc. . . . Nunc apud oratores numerus jam ipse increbruit: quid-

so können diejenigen Verhältnisse mit weit größerem Rechte dem Ohr gefallen, die fast eben so leicht aufzufassen sind, als die Symmetrie, und gewiss weniger in den Verdacht einer fehlerhaften Affektation fallen. Die Versifikation und Musik machen diese Verhältnisse nicht angenehm, weil sie sich ihrer gerne bedienen, sondern sie bedienen sich ihrer gerne, weil sie angenehm sind; und es ist unmöglich, daß sie, wenn sie in der Rede ohne Affektation angewandt werden, und hier mit dem vorgesetzten Zweck übereinstimmen, nicht ganz diejenige Anmuth behalten sollten, welche die Natur ihnen verliehen hat.

Wir

quidquid est enim quod sub aurium mensuram aliquam cadit, numerus vocatur. Orator, c. 37; et de oratore, L. I, c. 36.

Fieri potest ut non plane par sit numerus syllabarum, et tamen esse videatur: si una aut etiam altera syllaba membrum alterum est brevius. Lib. 3. ad Herennium, c. 175.

Wir werden also wohl kein Bedenken tragen, dem Cicero beizupflichten, wenn er behauptet, daß der numeröse Styl eben so gut, als die Poesie, seine Mensuren habe, und daß er sich bloß in so ferne von ihr unterscheidet, als er nicht an einer bestimmten Anzahl von Sylben gebunden ist und bald mehrere, bald weniger gebrauchen kann.

Diese Mensuren lassen sich allerdings durch den Numerus ausdrücken; denn sonst würden sie aufhören, Mensuren zu seyn.

Sie lassen sich durch einen Numerus ausdrücken, der leicht aufgefaßt und festgehalten werden kann, weil sie auch selbst dem ungeübtesten Ohre gefallen, und sich ohne Mühe dem Gedächtnisse einprägen.

Es giebt ihrer endlich eine so große Menge, und es herrscht eine so große Mannigfaltigkeit unter ihnen, daß sich die Kunst hier leicht verbergen und verlieren kann. Eine Reihe augenscheinlich abgemessener Perioden, die in einem Gedichte entzücken würde, dürfte in der Prose einen unangeneh-

men Eindruck hervorbringen. Der Dichter muß eben so sehr darauf bedacht seyn, dem Ohre zu schmeicheln, als das Herz zu rühren: Der Redner aber darf keine andere Absicht blicken lassen, als den Geist beschäftigen zu wollen. Mit Vergnügen nimmt man von ihm die Blumen an, die er auf seinem Wege pflückte, da man gewiß immer diejenigen ausschlagen wird, die ihn von seinem Pfade abgeleitet zu haben scheinen.

So ist es denn also wahr, daß es noch außer derjenigen Harmonie, welche durch das Verhältniß der kurzen und langen Sylben hervorgebracht wird, und welche der griechischen und römischen Sprache eigenthümlich war, eine andere giebt, die alle Sprachen der Erde sich zueignen können, und die mit den Größenverhältnissen der verschiedenen Glieder einer Periode verknüpft ist.

Aber vielleicht giebt es Menschen, die, durch einen gewissen Stumpfsinn für diese
Musik

Musik unempfindlich gemacht, um sich hierüber zu trösten, die von der Natur ihnen verweigerte Empfindung durchaus nicht zulassen wollen. Wie kann man diese von ihrem Irrthum zurückführen; wie dem Blinden den Reitz der Farben begreiflich machen? Wir wollen es demungeachtet versuchen, und uns zu zeigen bemühen, daß die Perioden in allen Sprachen durch die Stellung ihrer Glieder harmonisch gebildet werden können.

Alle Gegenstände, die sich uns darbieten, sind für eine gewisse Anmuth empfänglich, sobald nur ihre Theile leicht aufzufassender Proportionen, oder einer Struktur fähig sind, die ein, ihrer Bestimmung angemessenes Verhältniß ankündigt. Dieses unwidersprechliche Princip wird durch die Werke aller Künste, deren Zweck es ist, dem Geiste zu gefallen, bewiesen. Nun ist keine Proportion leicht aufzufassen, wenn nicht ihre Glieder in eine Periode gebracht werden können, weil ihre Länge, indem sie durch merkliche Zwischenräume von einander getrennt sind, nach unserer Willkühr

verändert werden kann. Eben so sind sie auch eines, ihrer Bestimmung angemessenen, Verhältnisses fähig: Der Zweck einer Rede ist, sich dem Gedächtnisse einzuprägen. Sind nun die Glieder der Periode einander gleich: so vermag ihre Aehnlichkeit sie zu fixiren, und an einander gekettet festzuhalten. Sind die Glieder ungleich: so wird diejenige Ordnung die beste seyn, die den längsten Gliedern den letzten Platz einräumt, weil sie am schwersten festzuhalten sind.

Es ist also leicht zu begreifen, daß es für alle Sprachen einen numerösen Styl giebt, weil in jeder Sprache die Perioden so gebildet werden können, daß sie dem Ohre entweder durch die Symmetrie ihrer Glieder, oder durch die abgemessene Steigerung zu schmeicheln vermögen.

Ist der Schriftsteller aber, selbst dann, wann er sich mit den erhabensten Gegenständen beschäftigt, verbunden, gleichsam immer die Wagschaale in die Hand zu nehmen, um die Worte und Glieder der Perioden abzuwä-

zuwägen? Dürfte nicht dieses ängstliche Suchen nach kleinlichen Zierrathen der Stärke des Gedankens und der Empfindung schaden? Man wird beinahe gedrungen, dieß zu glauben. Werfen wir unterdessen unseren Blick auf den Cicero. Er scheint gleichsam nur der Dollmetscher der Vernunft zu seyn, er läßt sie mit aller nur möglichen Energie reden; und gleichwohl ist in der bewunderungswürdigen Menge seiner Schriften auch nicht eine einzige Redensart zu finden, in welcher nicht ganz diejenige Harmonie angebracht wäre, für welche der Periode nur empfänglich war. Kann man wohl glauben, daß dieser große Mann, der sich mit den tiefsinnigsten Speculationen der Philosophie beschäftigte, und in den wichtigsten Staatsgeschäften verwickelt war, einen beträchtlichen Theil seiner Zeit und viele Aufmerksamkeit auf eine so kleinliche Arbeit verwandt haben wird? Gewiß nicht. Aber geboren mit dem glücklichsten Genie und dem feinsten Beurtheilungsvermögen, seiner Sprache vollkommen mächtig, und mit den Principien der Harmonie sowohl, als mit dem

dem Stoffe vertraut, den er bearbeiten wollte, boten sich ihm die numerösesten Wendungen eben so wie die Gedanken, die Empfindungen und die passendsten Ausdrücke von selbst dar; und alle diejenigen, die gleiche Anlagen mit eben der Sorgfalt ausbilden, dürfen sicher darauf rechnen, daß sie einst eben diese Früchte von ihren Bemühungen einsammeln werden. Wenn eine strenge und unbiegsame Mensur die großen Dichter, statt ihnen Fesseln anzulegen, vielmehr zu begünstigen und zu unterstützen scheint: wie weit eher muß in der Prose eine viel mannigfaltigere und gelinderen Gesetzen unterworfen Harmonie sich den Gedanken anschmiegen können? —

Man kann diesen Gegenstand weit gründlicher untersuchen, als ich es hier gethan habe *). Ich bin zufrieden, wenn es mir nicht ganz mißlungen ist, die ersten Principien des-

*) Man sehe die Abhandlungen des Abbé Batteux in seinem Cours de Belles - Lettres T. III.

desselben oberflächlich angezeigt zu haben. Bevor ich aber diese Abhandlung schliesse, muß ich noch einen Gedanken des *de la Motte* untersuchen. „Es giebt gewisse Leute, sagt er, welche dem Redner die Mensuren nicht zugestehen wollen, die sich der Dichter zugeeignet hat. Sonderbar! Sie sollen in der Prose mißfallen, und in der Poesie gefallen? Kann das Ohr bei derselben Reihe von Tönen zwei einander entgegengesetzte Empfindungen haben? Aber diese Mensuren mißfallen auch keinesweges wirklich, und nur der Eigensinn hat sie aus der Prose verbannt.“ —

Diese geringe Anzahl von Menschen, deren seltsamen Geschmack *de la Motte* tadelt, begreift nicht mehr und nicht weniger, als alle Nationen, welche die Beredsamkeit kultivirt haben. Werden wir es glaublich finden, daß der Eigensinn, der Natur zum Trotz, das ganze menschliche Geschlecht zu einer Verschwörung vereinigt hätte, um eine unangenehme Empfindung aus ihrem Nichts hervorzurufen? Anstatt also
das

das Urtheil so vieler feinen und geübten Ohren zu verwerfen, wollen wir lieber die Vernunftgründe dieser Thatfache auffuchen.

Diejenigen, welche die Theorie der Musik gründlicher untersuchten, behaupten, daß durch die Proportionen, welche die Anmuth der Consonanzen hervorbringen, die Quarte angenehmer seyn sollte, als sie wirklich ist; und sie haben den Grund hievon darinn gefunden, daß das Verhältniß, wodurch die Quarte entsteht, von der Beschaffenheit sey, daß es die Vorstellung der Quinte ins Gedächtniß zurückrufe, welche, wenn man sie mit der Vorstellung der Quarte zusammenhält, die Anmuth derselben beinahe gänzlich aufhebt. Sollte es sich nicht fast eben so mit dem Verse verhalten, wenn er einen Theil des Perioden ausmacht? Sollte er hier nicht gewissermassen eine unangenehme Empfindung hervorbringen, wenn er den Geist an eine Harmonie erinnert, die reiner, als der Wohlklang der Prose ist? Alle Theile eines Ganzen müssen durch ihre einzelnen Schönheiten eine regelmässige Einheit

heit bilden, in welcher keine die andere verdrängen darf. Ein geblümelter Ausdruck in einem planen Vortrage entstellt das Ganze; und eben dieß ist offenbar der Fall, nach dem Urtheile des Ohres, wenn in einer Periode ein Vers mitunterläuft.

Aber woher kommt es, daß Verse, wenn sie aus andern Gedichten in der Prose angeführt werden, immer einen angenehmen Eindruck hervorbringen? Daher, weil sie dann als abgerissene Theile zu betrachten sind, die ihren ganz verschiedenen Charakter ankündigen, und auch für die Folge keinesweges eine gleiche Harmonie versprechen. Wenn jemand, der übrigens ehrbar gekleidet ist, einen reichen Stoff auslegt, so wird er unsere Augen im mindesten nicht durch einen auffallenden Contrast beleidigen: er würde aber den unangenehmsten Eindruck auf uns machen, wenn ein Stück dieses Stoffes seinen Anzug buntscheckig machte. Dieses Farbengemenge ist um so missfälliger, je mehrere abstechende Gegenstände in demselben vereinigt sind.

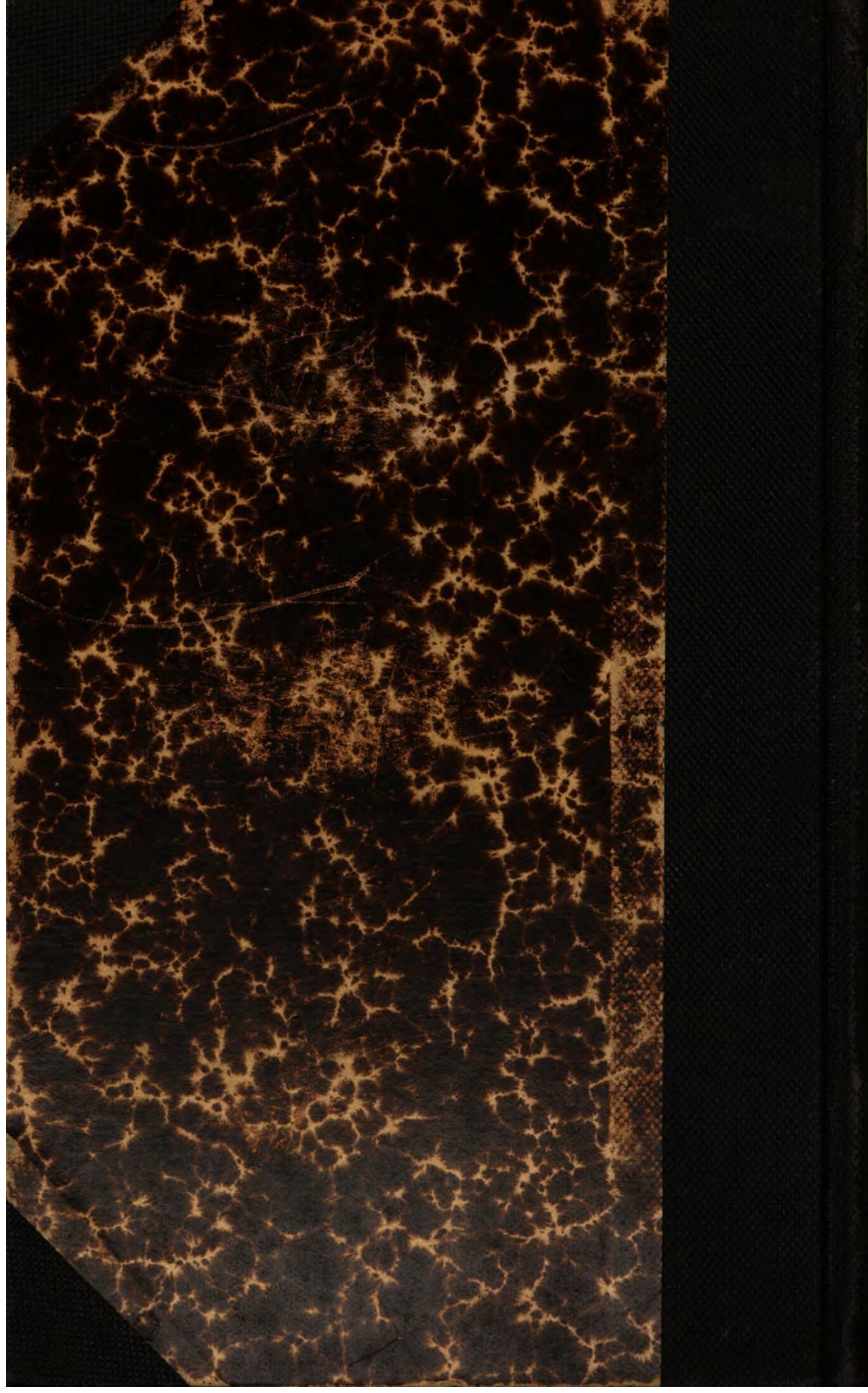
Uebri-

Uebrigens ist die Harmonie der Versifikation nicht so sehr über die Harmonie der Perioden erhaben, daß Verse, die sich unwillkührlich in die Prose einschleichen, sie eben ganz entstellen sollten. Es sind vielmehr so unbedeutende Flecken, daß Iſokrates, Cicero und unsere besten Schriftsteller sich nie entschliessen konnten, sie zu vermeiden, wenn sie das Opfer eines glücklichen Ausdrucks nothwendig machten.

500.-

Messor

Jan '84



Lévesque de Pouilly, Louis Jean,

Theorie der angenehmen Empfindungen

Jena 1793

Ph.sp. 490

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10043765-8

VD18 15344304